

FRIEDRICH ERNST
PETERS

Ausgewählte
Werke

HERAUSGEGEBEN VON
CHRISTIAN JENSSEN

Band I Gedichte

HOFFMANN UND CAMPE

Friedrich Ernst Peters ist ein Lyriker und Erzähler, der sich vom Modischen ebensoweit entfernt hält wie vom Altmodischen. Das Gesetz der Landschaft, aus der er stammt – er wurde 1890 in Luhnstedt bei Rendsburg in Schleswig-Holstein geboren –, heißt Zurückhaltung. Dieses Gesetz bestimmt auch sein Werk. Seine Lyrik ist von eigentümlich stiller, dabei aber doch eindringlicher und nachhaltiger Wirkung; die immer wiederkehrenden seelischen Erfahrungen des Menschen sind vor allem ihr Thema. Sie ist so gut wie vollständig in diesem ersten Band der „Ausgewählten Werke“ enthalten. Der zweite bietet das charakteristischste Prosawerk des Dichters „Preis der guten Mächte“ – hier gegenüber der früheren Fassung noch um einiges erweitert. Diese Erzählung von äußeren und inneren Vorgängen in seiner Jugend spiegelt aus der Perspektive der dörflichen Welt die Tragödie und Komödie des Menschen überhaupt.



FRIEDRICH ERNST PETERS

AUSGEWÄHLTE WERKE

IN ZWEI BÄNDEN

HERAUSGEGEBEN VON
CHRISTIAN JENSSEN

HOFFMANN UND CAMPE VERLAG

FRIEDRICH ERNST PETERS

AUSGEWÄHLTE WERKE

BAND I

GEDICHTE

HOFFMANN UND CAMPE VERLAG

© 1958 Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
Umschlag- und Einbandgestaltung: Hans Hermann Hagedorn
Gesamtherstellung: Hanseatische Druckanstalt GmbH, Hamburg
Printed in Germany

VORWORT

Der schleswig-holsteinische Lyriker, Erzähler und Essayist Friedrich Ernst Peters soll mit dieser Ausgabe allen denen vorgestellt und nahegebracht werden, die in der zeitgenössischen Literatur Klänge wie die seinen vermissen und suchen, bisher aber diesem Dichter und seinem Werk noch nicht oder nur flüchtig begegnet sind. Einzelausgaben seiner Bücher, um deren Herausgabe vor allem die Deuerlichsche Verlagsbuchhandlung (Vandenhoeck & Ruprecht) in Göttingen sich verdient gemacht hat*, sind entweder vergriffen oder liegen in einer durch die Zeit des Erscheinens in und kurz nach dem zweiten Weltkrieg bedingten mangelhaften Ausstattung vor, über die nur *der* Leser hinwegsieht, der schon *weiß*, welch inneren Gewinn sie ihm bringen. Daneben diente ein Querschnitt durch Peters' Schaffen (Ausschnitte aus der Lyrik und Prosa), den der Verlag Hildegard Bernaerts in Schleswig zum 65. Geburtstag des Dichters unter dem Titel „Gebild und Leben“ herausbrachte, als dankenswerter Notbehelf.

Auch diese Ausgabe enthält nur einen Teil von Peters' Dichtungen. Sie beschränkt sich auf die Lyrik, die aber mit Einschluß von bisher noch unveröffentlichten Gedichten so gut wie vollständig dargeboten wird (weggelassen ist nur das, was dem Dichter selbst als nicht wesentlich erscheint), und auf sein charakteristischstes und persönlichstes Prosawerk, „Preis der guten Mächte“. Dieses 1935—1940 entstandene Abbild der menschlichen Gesellschaft, das in der Erzählung von Vorgängen in einer kleinen dörflichen Welt mit durchaus eigenartiger Verdichtung ausgemalt ist, einer Welt, die von den guten Mächten zusammengehalten und durch die Zeiten hin über die Klippen des Allzumenschlichen getragen wird, diese „Besinnung und Erinnerung“, die an der beinahe unvergleichlichen Entfaltung einer Jugend die Herdersche Erkenntnis veranschaulicht, der Mensch sei das Ge-

* Diese Ausgaben sind am Schluß des zweiten Bandes dieser Auswahl angezeigt.

schöpf, das wahrhaft durch die Sprache erst geistig existiere, dieses Werk wird nicht nur in ungekürzter Fassung wiedergegeben, sondern es wurde auch noch um einige kostbare Stücke erweitert. So bieten die „Ausgewählten Werke“ wesentliche Dichtungen von Friedrich Ernst Peters geschlossen dar und lassen zugleich die Möglichkeit offen (und nähren den Wunsch), daß sich ihnen später würdige Neuauflagen der übrigen Erzählungen und Betrachtungen anschließen.

Das Erscheinen dieser zwei Bände ist dadurch ermöglicht worden, daß die Regierung des Landes Schleswig-Holstein – in erster Linie Ministerpräsident Kai-Uwe von Hassel und Kultusminister Edo Osterloh, die sich der schöpferischen Kräfte des Landes mit sorgsamer Beobachtung des Notwendigen annehmen – die Voraussetzungen dazu schuf. Der Initiator war Ministerialdirektor a. D. Dr. Dr. Ernst Kracht, Chef der Landeskanzlei bis zum Frühjahr 1958, dessen Name mit der Förderung der schönen Künste in Schleswig-Holstein während der letzten Jahrzehnte untrennbar verbunden bleiben wird. Auch dem Verlag ist der Herausgeber Dank schuldig für seinen Anteil an den Bemühungen um das Zustandekommen der Ausgabe und für die umsichtige Sorgfalt, die er der Drucklegung und Ausstattung angedeihen ließ.

Das Bild des Dichters, dessen Werk die gemeinsamen Bemühungen dienen, läßt sich mit der nötigen Erhellung nur zeichnen vor dem Hintergrund seiner Herkunft und seines Werdegangs, der nur wenige tiefe Einschnitte erfuhr, Einschnitte, die um so bestimmender für seine Entwicklung wurden, als er in ihnen die „guten Mächte“ am Werk erkannte. Friedrich Ernst Peters wurde am 13. August 1890 als Sohn eines Böttchers in dem holsteinischen Geestdorf Luhnstedt (Kreis Rendsburg) geboren. Auf dem Seminar in Uetersen wurde er zum Volksschullehrer ausgebildet. Bald nach Beginn des ersten Weltkriegs, im September 1914, geriet er in französische Gefangenschaft, deren fünf Jahre er einmal als die „hohe Schule“ seiner Jugend bezeichnet hat, die den inneren Menschen ins Weite geführt habe. Im Jahre 1923 wurde er Taubstummenlehrer, einige Jahre später Direktor der Landesgehörlosenschule in Schleswig, wo er seit 1955 im Ruhestand lebt. Obwohl er mit dem schleswig-holsteinischen

Literaturpreis und zu seinem 65. Geburtstag mit dem Großen Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet wurde, ist sein Name bisher nur in einzelnen Strahlen über Norddeutschland hinausgedrungen. Zum Teil liegt das an der Zurückhaltung des Dichters. Peters sucht natürlich die Öffentlichkeit, um die potentiellen Leser vom Dasein seiner Bücher wissen zu lassen, und er stellt sich gern dem Gespräch mit ihr, aber es liegt ihm seiner Herkunft und seinem Wesen nach nicht, sich für seine Publizität zu rühren. Über ein Gespräch mit einem seiner im „Eutiner Kreis“ vereinigten literarischen Weggenossen berichtet er einmal: „Wir kamen überein, daß Knaben unserer Herkunft es schwerer haben als andere, und daß es zunächst eine ungeheuerliche Vermessenheit ist, wenn sie sich mit Künstlerträumen einlassen. In Schleswig-Holstein schien uns außerdem der Drang zu darstellendem Tätigsein meist so unvermittelt und inselartig aufzutreten, wie der Segeberger Kalkfelsen aus der Ebene auftaucht.“

Indem Friedrich Ernst Peters im kleinsten Punkte die größte Kraft sammelt, spiegelt sich ihm aus der Perspektive seines Heimatdorfes Luhnstedt im schleswig-holsteinischen Menschen und seiner Wesensart, die er in liebevoller Gründlichkeit transparent zu machen weiß, die Tragödie und Komödie des Menschen schlechthin. Sein Geist und seine Vorstellungskraft umgreifen von hier aus die Welt im Sinne von Laotse's Wort: „Ohne hinauszugehen, kannst du die Menschen kennen“, ein Wort, das nur aus der Weite, niemals aus der Enge zu begreifen ist, wie denn auch Peters weiß:

„Jede Entscheidung der Zeit wird in den Städten gefällt.
Was unsre Dörfer bewahren auf tragender Ebne des Daseins,
hoch türmt die Stadt es und spitz zu den Entscheidungen auf.
Formende Hände umgreifen den ungestalteten Tonblock,
und das kommende Antlitz dämmert herauf in die Zeit.
Hier muß ich leben, im Kampf stehn . . .“

Wenn Peters sagt, Eroberung des Raumes werde immer nur möglich durch Opfer an Zeit, so bezeichnet er damit zwei Hauptmotive seiner Lyrik, wobei die Eroberung des Raumes, des irdischen wie des geistigen, Zuversicht nährt, die Opfer an Zeit Bangen hervorrufen. Dies findet den ergreifendsten Ausdruck in

dem Gedicht „Törichte Zuversicht“, besonders in dessen letzter Strophe:

„Sicher sind mir: Letztes Linnen,
Grabgeläute, Priesterwort.
Und doch: ‚Wann wirst du beginnen,
wahres Leben?‘ fragt tiefinnen
eine Stimme – immerfort.“

Nicht düsterer Ernst, aber strenge Wahrhaftigkeit, überstrahlt von jenem Humor, der gehörigen Abstand von allem Weltlichen – das eigene Ich eingeschlossen – herstellt, kennzeichnet Peters' Dichtung, die Lyrik sowohl wie die Prosa; aus ihrer Klärung sich die Lauterkeit seiner Sprache und die konkrete Deutlichkeit seiner Bilder, die sich auf ungezwungene Weise ins Sinnbildliche erheben.

Peters' Wesensart und Sprache zeichnen echte Bescheidenheit und verlässliche Gediegenheit aus. Es ist die lautere Wahrheit, wenn er von sich sagt: „Überall habe ich in Stille vor den Schranken gestanden, an denen meine Möglichkeiten enden.“ Mit den Gesetzen und dem Geheimnis der Form, mit den ewigen und auch den zeitlichen Fragen des Stils und der inneren Wahrheit in der Dichtung hat er sich immer wieder verantwortungsbewußt auseinandergesetzt, vor allem in der Sammlung seiner in den Jahren 1936 bis 1944 entstandenen Abhandlungen „Im Dienst der Form“, die er selbst „Zeugnisse eines bewahrenden Sinnes“ nennt, „mit schwacher Stimme“ erhoben im „Getöse jener Zeit“, gegen das sie nichts vermochten. Die ernste, sorgsame Wahrhaftigkeit, die jedes Wort dieses Dichters erfüllt und lenkt, ließ ihn im Jahre 1936 zu einem Fürsprecher des nationalsozialistischen „Gedankengutes“ sagen: „Was eure Amtswalter des Geistes für den Gebrauch des Tages zur Erbauung anbieten, das ist ein Spielzeug für Kinder. Dir möchte ich das Kaleidoskop aus der Hand winden und es hier am Stumpf der Eiche zerschlagen. Du müßtest sehen, was sie in Wahrheit sind, die bunten Sterne . . . es sind ein paar Scherben, und alle Sterne sind plumpe Spiegeltäuschungen. Der Spiegel war von jeher ein unentbehrliches Gerät aller Gaukler.“ Und an einer andern Stelle: „Meint ihr wirklich, der liebe Gott werde sich durch den autoritären Ton einer grob verstofflichten Gemeinschaftsforde-

rung derart einschüchtern lassen, daß er von nun an unterläßt, mit dem einzelnen Menschen zu reden?“

Ernste, sorgsame Wahrhaftigkeit, überschimmert von der Kraft und Güte eines verhaltenen Humors — der leuchtend hervortritt in doppelbödig-heiteren Anekdoten, die Peters zu guter Stunde zu erzählen weiß — und eine auf edle Schlichtheit zielende Werkkunst bestimmen den Stil seiner lyrischen und erzählenden Dichtung ebenso wie den seiner Betrachtungen, unter denen die gründliche, gerade auch das Unwägbare erhellende Einführung „Blaise Pascal, die Sternenbahn eines Menschengestes“ einen besonderen Rang einnimmt. Peters bekennt sich in gelassenem Gegensatz zu der Auffassung einiger namhafter Zeitgenossen zu der Überzeugung, daß die Dichtung unter einem unverbrüchlichen Sollen stehe: „... sie *soll* dem Menschen helfen, daß er Leben und Tod recht bestehe.“

Mit der gleichen Entschiedenheit wendet sich Peters gegen die „Gedankenturnereien“ und Geziertheiten der Form wie gegen die unmündige Behauptung, Gefühl sei alles: „Darauf kommt es in der Dichtung an, das Gefühl mühevoll durch immer neue Filter des Geistes zu treiben.“ Das aber heißt nun wieder nicht: das Unwägbare herausfiltern und der Ratio das Feld überlassen; Peters sieht den Dichter im Bilde des Boten, der einen Brief zum unbekanntem Herrn trägt und der gehalten ist, in der „Einfalt frommer Botentreue“ die Botschaft in seines Mantels Falten zu bergen, ohne sie neugierig und gewaltsam zu entsiegeln. Es heißt vielmehr, der Sprache Herr zu werden: „Der Dichter nimmt die Sprache nicht als ein Mittel, des Lebens Herr zu werden, sondern in der Sprache steht er in seinem eigentlichen Leben, und eher ist ihm das Leben ein Mittel, der Sprache Herr zu werden.“ Peters' Lyrik ging — in dem ersten Gedichtbuch des Vierundvierzigjährigen, „Totenmasken“ — von einer eigenartigen Beleuchtung des menschlichen Wesensgrundes durch den Schauer und die Würde des Todes aus. Sinnendes Ergriffensein von den Erscheinungen der Natur und des menschlichen Geistes und inständige Auflichtung der Dunkelheiten und Zwiespalte des Lebens in der Zeit sind die Themen, die in den 1938, 1941 und 1948 erschienenen Sammlungen „Licht zwischen zwei Dunkeln“, „Zweierlei Gnaden“ und „Bangen und Zuversicht“ vielfältig,

stets von klaren und genau genommenen Motiven ausgehend, variiert werden.

Friedrich Ernst Peters' erster, 1938 erschienener Roman, „Der heilsame Umweg“, ist eine Frucht der inneren Erfahrung französischen Wesens und Geistes, zu der ihn die Jahre der Gefangenschaft 1914 bis 1920 wie zu einer wunderbaren Fügung und zugleich einer notwendig zu bestehenden Prüfung bereit fanden. Er schildert indes nicht die eigenen Erlebnisse, sondern spiegelt sie mit künstlerischem Bedacht in den Geschicken französischer Gefangener in einem holsteinischen Dorf. Dabei entsteht zugleich ein kritisch gezeichnetes Bild der Vorkriegsgesellschaft hüben und drüben, das manche Züge enthält, die auf künftige Erschütterungen hindeuten. Durch behutsame Beleuchtung aller auszuräumenden Hemmnisse wird der heilsame Umweg zur deutsch-französischen Verständigung aufgezeigt. Aber es ist nicht deklamatorische Forderung, was dieser Roman vorbringt, sondern lebendiges Sichtbarmachen einer immanenten Wirklichkeit von menschlichen Beziehungen, von der Einsicht des Eros in Geist, Seele, Schicksal und Lebensverhältnisse — überall, wo Begegnung in einer Atmosphäre stattfindet, die zum einander Nahesein nötigt und dabei die Spannungen nicht ausschließt, sondern anregend und heilsam werden läßt.

Das gleiche Motiv klingt in der Erzählung „Zwiegesang seliger Geister“ (1944) noch einmal an, nur in anderer Tonart gleichsam, wie sie die Atmosphäre der Kriegsgefangenschaft in Frankreich, die Peters selbst erfahren hat, aber auch ein ganz anderes Moment noch ergibt: die reine Erscheinung und Verkörperung der Kunst in einem frühvollendeten Zwillingenbrüderpaar. Diese beiden Knaben und jungen Männer, Jaan und Joochen, gehören zu den wunderbarsten und ergreifendsten Gestalten in der norddeutschen Literatur der jüngsten Jahrzehnte. Sie haben des Geistes und Schicksals von Mozart und Schubert einen Hauch. Die ersten Regungen des Wesens der beiden sich gleichenden und unzertrennlichen, ebenso zarten wie fest und geradlinig ihrer Bestimmung zustrebenden Jungen lassen erkennen, daß sie „Musik haben in sich selbst“, zum Entzücken der musikbegabten, von Musik durch eine schwere Jugend getragenen Mutter, zum Kummer des Vaters, eines unmusikalischen, doch in

seiner Art prächtigen Pastors, der den Menschen weniger durch sein geistliches Wort hilft als durch seine Fähigkeit, die realen Verhältnisse und Nöte klar zu durchschauen und wirksamen Rat zu geben. Er mag es, unwägbare Gefahren ahnend, nicht hören, wenn die Leute bewundernd sagen: „Pastors Zwillinge — ein Bild.“ Von früh an schwebt das Schwert über ihnen, und es fällt in dem Augenblick, in dem alle Gefahren überwunden und die Jungen, wie die alte Lena sagt, „Kropper Busch vorbei“ zu sein scheinen. Meisterhaft der Aufbau der Erzählung: von der ersten Szene an, die in dem Bangen der Mutter um die todkranken Dreijährigen deren Schicksal vorahnen läßt, über die aquarellhaften und doch scharf konturierten Bilder aus der Jugend der Mutter, die zu den Quellen einer wunderbaren Bestimmung führen, bis zu der Darstellung der Stunde, in der ein Kriegskamerad der Zwillinge den Eltern von ihrem gleichzeitigen Grippetod in einem Gefangenenlager berichtet. Das eigentümlich leuchtkräftige und zugleich beschattete Kolorit der Erzählung ergibt sich aus der Landschaft um Lübeck, die Stadt Dietrich Buxtehudes und seiner Nachfolger, und aus der Zeit, in der sie spielt: den vier Jahrzehnten um 1900. Aber nicht dieses Kolorit macht den Zauber der Erzählung aus, sondern neben der wesentlichen Zeichnung des immerwiederkehrend Menschlichen in den Haupt- und überzeugend lebensvollen Nebengestalten das reine Durchklungensein von einer Musik, aus der das Konzert Nr. 3 in d-moll von Johann Sebastian Bach, der Zwiegesang seliger Geister, sich in höchst kunstvoll durchgeführter Weise als Leitmotiv von Unheil, Liebe und Gnade hervorhebt.

Zwischen dem „Heilsamen Umweg“ und dem „Zwiegesang seliger Geister“ steht die Novelle „Die schmale Brücke“ (1941), ursprünglich treffender „Der Schicksalswürdige“ betitelt. Drei dem Alter nach reife Menschen, der Rektor Peter Hansen, ein Mann der kräftigen inneren Ordnung, die sich auch in der Gefahr bewährt, sein „Jugendfeind“ von der Präparandenzeit her, Werner Hagemann, selbstgefällig schillernden, unfruchtbaren Wesens, und die Lehrerin Ursula Wüstenhagen treffen zu unausweichlichem Verhängnis aufeinander. In der kunstvollen Ver- und Entflechtung von Schein und Sein, von Natur und Unnatur, von bewußten und tiefer eingegebenen Motiven und in

der ungemainen Verdichtung der Atmosphäre spannend drückender Sommertage in einem Ort der Ostseeküste liegt der eigentümliche Reiz dieser Novelle.

Ein anderes Meisterstück niederdeutscher Erzählkunst ist Peters' Roman „Die dröge Trina“ (1946). Das Epitheton „niederdeutsch“ ist hier in einem ganz ungewöhnlichen Sinne zu verstehen. Der Dichter sagt in einem „Nachwort für geneigte Leser und Leserinnen, die nicht das Glück haben, in Baasdorf geboren und aufgewachsen zu sein“: „Die Geschichte von der drögen Trina hätte eigentlich plattdeutsch erzählt werden müssen. Eigens für euch hat sich der Erzähler die Mühe gemacht, sie bei währendem Schreiben ins Hochdeutsche zu übertragen.“ Wenn Peters in seinem Essay „Formelhaftigkeit, ein Wesenszug des Plattdeutschen“ vor dem Aufenthalt im „Grenzgürtel der Sprachbezirke“ warnt, so widerspricht das nur scheinbar einer solchen „Übertragung“, in der durch das Hochdeutsche der niederdeutsche Sprachklang hindurchtönt, ja die direkte Rede plattdeutsch bleibt, sich als unübertragbar erweist. In Wirklichkeit gelingt es dem Erzähler, „das Reich der Formel, des Sprachzaubers, den seelenhaften Urgrund der Sprache“, den er im Plattdeutschen erkennt, zu vereinigen mit der „Unendlichkeit des Geistes“, die das Hochdeutsche öffnet. Plattdeutsch ist Peters' Muttersprache, in der gedruckte und bedeutende ungedruckte Dichtungen von ihm vorliegen. Aber in dem Roman „Die dröge Trina“ weitet sich das Niederdeutsche ins Hochdeutsche hinein durch eine Intensität des Dichterischen, das in seiner Art Elemente enthält, vereinigt und vergegenwärtigt, die sich teils bei Jeremias Gotthelf, teils bei Wilhelm Raabe und teils auch bei Theodor Storm finden. Wer aber daraus und aus dem Umstand, daß auch in diesem Roman die Jahrzehnte vor und nach 1900 den Hintergrund bilden, den Schluß zöge, die Welt und der Stil des Dichters seien mehr dem 19. Jahrhundert als dem unseren zugewendet, bliebe an der Oberfläche. Einer Gestalt wie der drögen Trina, die, wie der Bauer sagt, „zeitlebens trocken steht“, weil sie rechnet und rafft und sich sowohl dem Weinen als auch dem Lachen verschließt, statt sich hinzugeben und damit zu erfüllen, können wir bei Cervantes und Shakespeare in entsprechenden Abwandlungen ebensowohl begegnen wie bei Knut

Hamsun und Werner Bergengruen oder Heinrich Böll. Das gleiche gilt für die anderen Gestalten dieser Erzählung, die sich in alter Weise unmittelbar an den Leser wendet, Gestalten wie Trinas sanfter Bruder Hinneri, den sie ins Jungesellentum und auf den zweiten Platz in der Regierung des Geschwisterhofes verweist, ihr humorvoller Widersacher Hans Vollert, ihr hilfloser „Prinzgemahl“ Siewert, das Sibbel-Lischen und andere Gestalten eines dörflichen Weltspiegels, an denen auch nicht die Spur von „Blut- und Boden“-Geruch haftet. Und was den Standpunkt des Dichters in der Zeit betrifft, so sind kennzeichnend dafür das Motto für den Roman, ein Wort von Novalis: „Je mehr der Mensch seinen Sinn fürs Leben künstlerisch ausbildet, desto mehr interessiert ihn auch die Disharmonie — wegen der Auflösung“, und einige Sätze aus dem Einleitungskapitel: „Obwohl wir auch nicht erst seit gestern auf der Welt sind und mancherlei erlebt und mitangesehen haben, wollen wir nicht schwankend werden im Glauben an die vorwaltende Süße des Lebens. Süße und Salz sind im richtigen Mischungsverhältnis gleich notwendig. Beide bauen auf. Wir wissen aber, daß von vielen Seiten her in geheimnisvollen Kanälen auch zerstörerische Bitterkeit dem Brunnen des Lebens zusickert. Es ist unsere Aufgabe, solche Bitternis abzufangen und unschädlich zu machen — im Leben und in den Bildern dieses Lebens.“

Diese Einsicht in eine Aufgabe des Dichters, auf der das gesamte Werk von Friedrich Ernst Peters beruht, mag dieses Werk merklich abheben, vielleicht auch abseits rücken von manchen Erscheinungen der gegenwärtig im Vordergrund stehenden Literatur, die — zum Teil im Bewußtsein einer tragischen Sendung und mit hoher Kunst — vor allem die Abgründe weist und ausmalt, an deren Rand die Menschheit wandelt; mag es sich selbst auch die Frage des jungen Orgelspielers in der „Klosterkirche in Niederalteich“ stellen: „Trägst du noch, mein ungeprüfter Glaube?“ — es steht als unübersehbares Beispiel eines Glaubens, der wie der Pascals Kampf und Mühsal ist und dem doch Gnade geschieht, als Beispiel einer hohen Möglichkeit inneren Beheimatetseins in dieser Zeit.

Christian Janssen

NUN PREIST VERSÖHNT EIN JAHR ALS WOHLGERATEN

EISLAUF

Eislauf auf den überschwemnten
Wiesen ist nur Notgebrauch.
Zu der rechten, ungehemmten
Lust gehört die Tiefe auch.

Wenn sich an des Eises Decken
gleich das Gras der Wiese schmiegt,
fehlt der Zauber, fehlt der Schrecken,
der auf aller Tiefe liegt.

Erst das ahnungsvolle Wissen:
„Unser Leben ist wie Tanz
über Abgrund, Finsternissen“,
macht die Lust des Lebens ganz.

FRÜHLINGSBEGINN AN DER
WALDEMARSMAUER

Und schlich auch in Zagen und Trauer
ein endloser Winter hin,
gegen Süden feiert die Mauer
heut *doch* ihren Frühlingsbeginn.

Steine stehn wie mit klugen
Augen im Greisengesicht,
darum das Moos in den Fugen
den Kranz des Bartes flicht.

Still geht das hemmungslose
Rieseln über sie her.
Aus dem gesättigten Moose
fallen die Tropfen schwer.

In überwältigten Augen
freudiges Weinen schwoll.
Die wirren Bärte saugen
langsam mit Tränen sich voll.

Nach Monden stehen die Greise
wieder vor ihrem Spital.
„Frühling“, murmeln sie leise,
„komm noch dies eine Mal!“

Rebellion! Um den Winter
gluckst und rieselt es hold.
Auf unser Leben wie Sinter
fällt das lautere Gold.

MÄRZTAG

Immer ist zu krustigen Lagen
noch im Garten Schnee gehäuft.
Da es aber nun seit Tagen
mittags schon vom Dache träuft,
wird am Fuß der sonnerwärmten
Südwand mit gedämpftem Schrei
schmaler Streif der abgehärmten,
lenzbereiten Erde frei.

Hält die Erde ihre Kinder
sorglich noch im Schlafgemach,
macht doch lockender und linder
Vogelruf den Fürwitz wach.
Kleinen Mädchen, kleinen Glöckchen
sagt die Tür kein dräuend Halt.
Und im weißen Unterröckchen
drängen sie sich durch den Spalt.

Auch die Winterlinge, Buben,
frisch und fruchtrund von Gesicht,
hält im Einerlei der Stuben
das Geheiß der Mutter nicht.
Flieht der Winter? Ach, des Wütigen
weiße Schleppe regt sich kaum.
Doch die Schar der Übermütigen
tanzt ihm auf dem Mantelsaum.

Wenn er einmal an der Wende
frühe Blüte noch zerstampft,
stürzt doch seine Zeit ans Ende.
Selig duftet schon und dampft
aus der Erde das Vertrauen.
Sie ist unerschütterlich
Grund, das Leben hoch zu bauen.
Sie *blieb* mild und mütterlich.

WEIDE AM BACH

Über den Bachrand neigt sich die Weide,
versunken und freudig verstört,
da sie nach langem Winterleide
wieder dies Rauschen hört.

Wieder steigt aus dem Wiesengrunde
ein heller Kiebitzschrei;
und fern ertönt am Kindermunde
einfältig die Schalmei.

Schalmei, aus junger Weidenrinde
gewunden, weiß *einen* Klang.
Wieder und wieder treibt er im Winde
das Wiesental entlang.

Alte Weide, in Stummheit gefangen,
horcht dem Ton der Schalmei,
wünscht in ihrem lenzlichen Bangen
den schweifenden Knaben herbei:

„Such doch in meinem Gesträuch und finde
den schieren jungen Schaft;
wisse, es rieselt mir unter der Rinde
des neuen Frühlings Saft!

Leicht nun unter der kundigen Schneide
löst sich die Rinde vom Holz.
Tu mir's zuliebe, tu mir's zuleide,
kränke mich, mach mich stolz!

Winde die Rinde in klugen Spiralen
spielend zum tönenden Rohr;
führ meine Seele aus Kerkerqualen
der Stummheit ans Licht empor!

Alles findet in diesen Tagen
sein Lied, seinen Ruf, seinen Schrei.
Lasse du mich meine Seligkeit sagen
durch deine — durch *meine* Schalmei!“

DER UNGEBÄRDIGE

Ungebärdig poltert der Bube
aus einem Winkel am Ofen hervor,
wirft die Bank um, stürmt aus der Stube,
schließt mit Fußtritt das krachende Tor.

Jagt seine widerhändig gefräßige
Lust um das Haus mit wüstem Gejohl.
Aber wir ahnen: der Unbotmäßige
fühlt sich im hämischen Aufruhr nicht wohl.

Auf seiner zuckenden Stirne gewannen
düstere Wolken jetzt überhand.
Klatschend entleeren sich Kübel und Kannen,
randvoll von Wasser, an Fenster und Wand.

Bosheit, Zerstörungen brütend, faßt er
hoch am Scheunendach morschendes Stroh,
läßt es dem Winde, wirft auf das Pflaster
splitternde Ziegel, lacht laut und roh.

Jäh verstummt er. Doch giftgelbe Tücke
hat sich im Grunde der Augen gehäuft.
Sandwürfe prasseln und Kieselstücke,
daß es wie Schauer die Scheiben durchläuft.

Plötzlich lächelt er still und voll Güte
blau durch das Fenster; die Stirn ist ihm blank.
Seliges Träumen von Wachsen und Blüte
rührt an die Pflanzen der Fensterbank.

Und den Alten in ihrer Stube
schwindet der Groll, und sie lächeln ihn an,
wissen: der ungebärdige Bube
wird noch ein stiller und gütiger Mann.

TAG IM APRIL

Es gehn die Lüfte jung
wie ferner Jahre Gruß.
Prüfe der Hüfte Schwung,
prüfe den Fuß!

Tänzelnd im Ländlerschritt
schlendre den Pfad dahin;
schlag dir dein Altern mit
Lust aus dem Sinn.

Du wirst zu biegen sein,
weil dich der Lenzwind liebt.
Es wird verschwiegen sein,
was sich begibt.

Du darfst gleich Röhricht sein
und jungem Weidenbaum.
Wiege dich töricht ein
in deinen Traum!

Erle am Tümpelrand!
Hoch, weise, altersstarr,
hält sie wohl Stürmen stand,
ist doch ein Narr.

Wem reicht sie Gaben dar?
Beut sie den Bienen Rast?
Ihr ist ein Rabenpaar
grämlicher Gast.

Wende dein Angesicht
bis du vorüber bist;
hör auf das Krächzen nicht
überm Genist.

Gib dich mit ganzem Sinn,
— daß du im Schwingen bleibst —
der Woge Wohllaut hin,
auf der du treibst!

GRÜNE BIRKEN VOR DUNKLEM TANNENWALD

Gewölke wird dem Frühlingsland
ein hämischer Verwüster.
Die Helle schwand, der Waldesrand
zeigt nur sein Tannendüster.

Sollst du, vom Qualme zugedeckt,
mein Frühlingsbrand, verenden?
O lebst du, schwelst du noch versteckt,
so woll' ein Zeichen senden! —

Da! Flüchtig Sonnenlächeln blitzt
hin über das Gelände.
Schon ist die Schwärze hier zerschlitzt
und dort durch scharfe Brände.

Auflodern alle Birken jetzt.
Bald fliegt der Qualm der Tannen
emporgeschnellt, durchglüht, zerfetzt
im linden Wind von dannen.

STÄUBENDER ROGGEN

Schwer hat der Juni gerungen,
windig, kühl, wolkengetrübt.
Heute ist ihm gelungen,
was er so lange geübt:

Sommer! Kein Unheil bedräue,
was er nach langem Bemühn
endlich erlangt: diese Bläue
und das unendliche Blühn! —

Lief durch die Gräser ein Zittern?
Wer verbürgt den Bestand?
Oft noch wird es gewittern
über verängstetem Land.

Düstere Ahnung bedrängt mich.
Bläue verkehrt sich in Grau,
und einer Wolke Flor hängt sich
dort überm Weg vor die Schau.

Grau-grüner Staub, du trüber
trügrischer, trägst du ein Gift?
Fern zieht es träge vorüber.
Aber weh, wenn's mich trifft!

Schon geschieht's. Es umhüllt mich
herber, betäubender Duft
stäubenden Roggens. Wie füllt sich
schön mit Verheißung die Luft!

Wage ich noch meiner Frage
törichte Klage: „Was bleibt?“
wenn meiner kommenden Tage
Brot schon im Winde treibt?

JOHANNISTAG

Die Junisonne brennt auf das Land,
daß die Gedanken
schwer und müde am Rand
des Traumes hinschwanken.

Über den Wegen, heute wie immer,
zittert und schwingt
ein gläsernes, glühes Geflimmer.
Und die Stille singt.

Ich sehe den Knick in meinem Jugendland,
wo die wilden Rosen ranken,
wo im leisen Winde am Grabenrand
hohe Baldriane schwanken.

Tagpfaugenaugen umkreisen sie dicht.
Schwer aber und träge
wie Augenblinzeln in gleißendem Licht
sind ihre Flügelschläge.

Meiner Seele Schwingen tun träge
vor Traum und Rast
ihre letzten, müden Schläge
im flirrenden Glast.

BLÜHENDE LINDE

Die Sonne im Süden,
und staubig der Weg!
Die Sinne ermüden,
der Sommer macht träg.

Du blühende Linde
– kaum halt ich mich wach –
daß ich dich finde,
grün-golden Gemach!

Schön summen die Bienen
beim Laden der Fracht.
Es segne ihnen
der Sommer die Tracht!

Ihr Nieverdrossenen,
sucht euren Seim,
tragt ausgegossene
Süße heim!

Eilflug um die Krone!
Wer ging, wer kam?
Ich bin die Drohne
und fühl keine Scham.

So selig müde!
Aus süßem Geblüh
rieselt mein Friede,
träuft eure Müh.

SOMMER

Honigfarbne Sommertage!
Reglos ruht am Baum das Blatt,
und mit trägem Flügelschlage
hängt ein Falter, sonnesatt,
bunt an gelben Blütendolden.
Stille ward die Welt und golden.

O du Zeit der Lichtgelage!
Die beschwingte Trunkenheit
wird am Ende heller Tage
dunkelnde Versunkenheit.
Und die Seele schließt die Schwingen
gleich gestillten Schmetterlingen.

Wenn es durch die dunklen Räume
nachts wie Geigentöne blinkt,
und am Grund der Sommerträume
Dämmer nicht und Kühlung winkt,
wisse dann, des Tags Geglute
singt und siedet noch im Blute!

TIEFER SOMMER

Nun spiel ich wieder mit dem Sommerwinde,
der weich durch Roggenfeld und Wiesen geht,
in dem ich neu die alten Düfte finde
von frischem Heu, das schon in Diemen steht,
von Geißblatt und Holunder, Hagerosen,
die in Verschwendung blühn am hohen Knick.
Und dieser Himmel! In dem wolkenlosen,
dem abgründtiefen Blau ertrinkt mein Blick.

Daß ich so lang im Traum gelegen habe!
Ich war wohl müdgespielt, ich schlief und schlief.
Es war doch gestern, als, ein brauner Knabe,
ich barfuß in den Sommerwegen lief?
Ich seh die Spur noch, die die Füße drücken,
es spüren meine Sohlen noch den Brand,
und lustig quillt durch alle Zehenlücken
der rinnende, der heiße, weiße Sand.

Ein blumig Band, so läuft der Rand der Wege.
Gilbweiderich steht hoch und Jakobskraut.
Dem Kaisermantel, trunken, sommerträge,
ist eine schöne Schaukel aufgebaut
in Baldrianen, die die Blüten wiegen
im linden Wind. Ein Bläuling spielt im Staub.
Schwermütige, schwarz-weiße Falter fliegen
in ruhiger Bahn um dunkles Eichenlaub.

So manches Jahr soll ich gesehen haben?
Nun kommt heran, gebt meinem Blick euch dar,
nennt eure Namen, weist mir eure Gaben,
sagt an, was einst Vermächtnis an mich war!
Da schickt ein jedes der vergangnen Jahre
als Sprecher einen solchen Sommertag,
daß wohl mein Leben eine wunderbare
Kette von schönen Tagen scheinen mag.

IM LUHNSTEDTER FORST

Düstre Tannen! Weg ins Darben!
Ging ich nicht im Falterschwarm
durch die Jugend? Prunk der Farben!
Meine Schmetterlinge starben,
und die Welt wird alt und arm. —

Welche Macht mit einem Male
hat vom Weg mich abgedrängt?
Eine Lichtung lockt im Tale,
Lichtung, die wie eine Schale
strömend Gold der Sonne fängt.

Wohl geborgen vor der rohen
Sichelklinge, unbespät,
hat die Blöße sich mit hohen,
blaugeblühten, sommerfrohen
Disteln endlos übersät.

Paradies den Schmetterlingen!
Kaisermäntel nah und weit!
Will ein Gott auf braunen Schwingen
mir den Rausch des Sommers bringen
wie nur je in alter Zeit?

Trunk der Freude wird in alter,
klarer Fülle mir gereicht.
Sonne schlägt die Welt als Psalter.
Wieder wird im Spiel der Falter
mir das Leben bunt und leicht.

SEPTEMBER

Eh das Novemberfinale
stöhnend sein Thema: Vergeh!
irdisch und irdischer wendet,
ist uns Erhebung gespendet,
hören wir noch die sakrale
Tröstung vor nahendem Weh,
den kurzen Satz — September:
Molto cantabile!

LETZTER BLAUER TAG

Sieh, der Geliebte, o Fraue,
nimmt dein letztes Wort
wie einen Leuchtstein ins Graue
der langen Trennung fort.

In allen einsamen Nächten
strahlt ihm der Edelstein hold.
Tief in den Traumesschächten
gräbt er zur Fassung das Gold.

So auch, du spendende Fraue
Herbsttag, trägt meine Hand
das goldendurchwirkte, blaue
Leuchten vom Waldesrand

heim als gerettete Habe.
Wenn graue Nebel ziehn,
leuchtet, o Frau, deine Gabe,
strahlt mir dein Aquamarin.

ABEND IM AUGUST

Abendwelt in rotem Schimmer!
Ohne Regung steht die Luft.
Und doch ist mit eins mein Zimmer
ganz erfüllt vom Buchsbaumduft.

Sträucher, die sich vollgesogen
über Tag mit Sonnenglück,
geben es in würzigen Wogen
noch vor Nacht der Welt zurück.

Wohl ich weiß, daß Buchs an vielen
Orten die Rabatten säumt,
daß von lauten Kinderspielen
mancher alte Garten träumt.

Doch *die* Woge kräftig-herben
Ruchs trieb mir der Friedhof zu,
und sie trifft mich wie ein Werben.
Tod, du Tod! O meine Ruh!

Wird der grollen noch und trauern,
der schon halb der Welt entwuchs?
Rotes Licht blüht an den Mauern,
und vom Friedhof mahnt der Buchs:

Hob dich nie des Glückes Schwinge
hoch, daß dir die Welt versank?
Denk es, müde Seele, singe
noch vor Nacht dem Leben Dank.

FLEDERMÄUSE AM ABEND IM AUGUST

Stunde des Zwielihts, des Übertritts!
Reglose, gläserne Helle
zögert vor Nacht erstorbenen Schritts
unschlüssig hin auf der Schwelle.

In die Leere des Hinhalts
flattern, die sich verborgen gehalten:
graue Geschöpfe des Zwiespalts
aus Mauerrissen und Spalten.

Sind sie vor Nacht von dem Vorsatz genarrt,
mit den empfindsamen Häuten
glühende Luftwirbel, die nun erstarrt,
nachzuziehn und zu deuten?

Lautlos spannt sich im Luftbezirk
das Taumelgespinst ihrer Flüge.
Frage nicht, wie das wirre Gewirk
zu einem Sinn sich füge!

Ach, alle Zeit muß Unzeit sein
für so gespenstische Späße;
und die Stunde des Zwielihts allein
bleibt ihnen die gemäße.

Zweideutig Volk du, grau und zag;
Helle läßt dich verkümmern.
Birg dich vor dem eindeutigen Tag
unter Bergen von Trümmern!

DIE SPINNE

I.

So lösche du dein Licht, daß meines grauen
und mißgestalten Leibes Schreckgebilde
dem Kind nicht nachkriecht in die Traumgefilde!
Schmück ihm das Tor des Schlafes mit Vertrauen!

Dem Aberglauben noch, damit mich Frauen
des Übels Boten heißen, bin ich milde.
So laß dein Weib, hindämmernd unterm Schilde
der Dunkelheit, an güldnen Schlössern bauen!

Und du bist Mann und wirst die Hand bezwingen,
die sich zum Schlag reckt, wirst mit kleinen Dingen
nicht alle Würde in die Schande bringen!

Und mit dem Raum verlösche und zerrinne
vor dir mein Bild! Laß mich allein und sinne
dem Werk nicht nach, das ich ins Dunkle spinne!

II.

Nun wird jeder Spruch des Tages mächtig
seinem Zwillingswiderspruch gesellt,
und im Zweifel wird die Wahrheit mächtig,
ründet sich das flache Bild der Welt.

Was der Mensch die Höhe heißt, verkehrte
sich in Abgrund mir durch Zauberwort.
Der mit Flügen ungestüm begehrte
Gott hat in der Tiefe seinen Ort.

Mit des ungeformten Leibes Lasten
nur ans eigene Gespinst gespannt,
muß ich, Kopf voran, zur Tiefe tasten,
deren Lockung selbst das Grauen bannt.

Tiefer hin und flüchtig meines Falles
Drohung nur bedenkend, steig ich fort
in den Abgrund, in das Nichts, ins Alles,
in das Namenlose, in das Wort.

III.

Aber den Schmetterlingen, den Schmetterlingen,
Schmeichlern des Tages, gereicht
alles zur Lust und zum Leuchten der Schwingen,
und alles wird ihnen leicht.

Ich, in eigenen Netzen gefangen,
dem Leid und der Schwere geweiht,
seh an den Fäden morgens mit Bangen
Tropfen wie Perlen gereiht.

Mahnt mich der Herbst, meinen Winkel zu räumen?
Sterben! War's so gemeint?
Oder habe ich nur in Träumen
leis vor mich hingeweint?

IV.

Bringt der Herbst das Seil zu Schaden,
das mich in die Tiefe trug,
wird *ein* schlimm zeretzter Faden
noch zuletzt zum Fest geladen,
linder Wind lädt ihn zum Flug,

daß ihm, wenn die Nebel sinken,
eine blaue Stunde bleibt,
da wie stilles Abschiedwinken
seiner Seide silbrig Blinken
schwindend in die Ferne treibt.

Sage, Mensch, warum dies Brennen
jäh in deine Augen brach!
Heimweh! Heimweh, nicht zu kennen,
nicht zu deuten, nicht zu nennen,
schwebt dem Flug ins Blaue nach.

FALLENDE FRUCHT

Sturz der Sterne! Vom Ende ein Ahnen
rührte im Schlaf an den Baum der Welt.
Fülle der Frucht, die auf leuchtenden Bahnen
aus hoher Krone fällt!

Hat der Äon im himmlischen Feuer
sein herbstliches Opfer gebracht?
Groß ist die Ernte, groß ist die Scheuer,
groß ist die Stille der Nacht. —

Raschelndes Laub! Mein Herz pocht. Am Schweigen
zehrt der beklemmende Schwund.
Poltern und Holpern von Zweigen zu Zweigen,
dumpfer Fall auf den Grund!

Stille ist, wenn das Ungemeine
reif durch den Weltraum schwärmt.
Aber in meinem Garten der *eine*
fallende Apfel lärmt.

TAG DER FÜLLE

Dies ist die hohe Zeit der Saturnalien.
Und während rundum still die Früchte reifen,
mag noch im Beet der Astern und der Dahlien
die Hand in letzte blühende Fülle greifen.

Als späte Gäste lassen Admirale
vom Dufte später Blumen sich umschmeicheln.
Aus ihres Bechers schon gebräunter Schale
fallen am Zaun die Nüsse und die Eicheln.

In dieser Festeszeit sind schwer brokaten
die feierlichen Dinge rings gekleidet.
Nun preist versöhnt ein Jahr als wohlgeraten,
das so in Prunk und Prächten von uns scheidet!

Die ferne Bläue, der wir sommers immer
in Sehnsucht unsre Hand entgegenrecken,
hängt nahe nun zum Greifen mit dem Schimmer
der Fülle an verwunschenen Gartenhecken.

BLICK ÜBER HERBSTLICHE GÄRTEN

Über endlichem Gelingen
langen Reifens volles Licht!
Zwischen Wollen und Vollbringen
ruht die Welt im Gleichgewicht.

Weithin mir zu Füßen dehnen
herbstesbunte Gärten sich.
Das gestillte Sommersehnen
macht sie seltsam feierlich.

Blumen säumen alle Steige.
Frucht, die sich im Grün verlor,
drängt aus schüttertem Laub der Zweige
kräftig rot sich nun hervor.

Und im linden Windeshauche
treibt Gesumm wie leiser Dank
für die Frucht am Baum, am Strauche
und im gilbenden Gerank.

Was geschah? Ein Schauer flog mich
mahndend an. Ein Schrei erscholl.
Die betroffene Seele sog sich
mit geheimem Bangen voll.

Hab ich anderes als einen
Vogelwanderruf gehört?
Ach, er hat das Spiel des reinen
Gleichgewichts der Welt zerstört.

Wenn sich Tage so bekrönen,
stehn sie an der Grenze still,
wo das Übermaß des Schönen
fast wie Schuld erscheinen will.

Eh das große graue Darben
Buße fordert und Verzicht,
liegt die Welt mit allen Farben
einmal prangend noch im Licht.

HERBSTABEND MIT MEINEM KINDE

Ich habe manchen alten Tanz
mit dir, mein Kind, erprobt.
Wir haben eine Stunde ganz
in lauter Lust durchtobt.

Sieh einmal noch von meinem Arm
durchs Fenster in die Nacht!
Wie kalt und neblig! Hier ist's warm.
Dein weißes Bettchen lacht.

Du weinst: „Es soll nicht Nebel sein,
nicht Schlaf, nicht Dunkelheit.“
Kind, laute Lust und Stillesein
hat jedes seine Zeit.

Schön war die Welt im Sonnenschein.
Es sang der Ferne Blau.
Doch einmal auch muß Stille sein,
und einmal gutes Grau.

Macht nicht das Licht die Formen hart
und nicht die Farben schrill?
In eines andern Gegenwart
wird alles weich und still.

Es sei die Dunkelheit gelobt!
Sie mahnt uns ernst, sie macht,
daß jeder schon die Leuchte probt
für seine lange Nacht.

Die innre Leuchte, Heil und Halt,
die durch die Fährnis blinkt,
wenn einmal dieser Welt Gestalt
heillos in Nebel sinkt. —

Das Wort, das deine Ohren traf,
trägt dir noch keinen Sinn.
Eia popeia, Kindchen, schlaf!
Was red ich an dich hin?

Nun schüttele dir vom Märchenbaum
der Welt den hellsten Stern.
Ich wache, halte deinem Traum
die bösen Geister fern.

Und wenn wir einst geschieden sind,
so steh ich Nacht um Nacht
noch aus dem Grabe auf, mein Kind.
Dein Traum, er sei bewacht!

FRUCHTBAUM IM HERBST

Es rauscht in meinem Laub – und eine süße,
herbstschwere Frucht rollt, da das Rauschen endet,
dem Kind, das sich begehrend zu mir wendet,
als reifes Wunder lockend vor die Füße.

Es ahnt nicht, was ich in der Gabe büße.
Es wähnt, die Frucht sei lässig ihm gespendet,
aus großem Reichtum unbedacht verschwendet.
Nun nickt es leicht und winkt mir Dankesgrüße.

Das ahnungslose Kind kann nichts verargen.
Ach, was die Blüten einst an Fülle bargen,
hat Sturm verweht; die Frucht kommt aus dem Kargen.

Wie selig ich in meinem Lenz besessen
vom Blühen war, das läßt kein Herbst ermessen.
Was ich versprach, o, könnt ich es vergessen!

GLEICH EINER BIRKE IM HERBST

Viele Bäume haben ihr Laub
dem ersten Sturm schon gelassen.
Winde treiben mit mühlosem Raub
schändliches Spiel in den Gassen.

Zu früh! Das Opfer war nicht im Grund
vom großen Drüben geändert.
Diesseitgrün, in beginnendem Schwund
leise erst bräunlich gerändert!

Hat mich der Sturm auch heimlich verstört,
will ich mit Trotzgebaren
dennoch das Letzte, das mir gehört,
einem stillen Tage versparen,

da ich mit golden geläutertem Laub
frei und ohne Reue,
königlich heiter den dürftigen Staub
im Kreis meiner Krone bestreue.

Wenn sich erfüllt, was mir vorbestimmt,
muß das Opfer der Habe gewollt sein;
wenn mein Schicksal das Letzte nimmt,
soll die letzte Gabe Gold sein.

HERBSTLICHES UNGENÜGEN

Nun schüttelt sich der Baum im Ungenügen
und füllt dem Sturm, der niederstößt, die Fänge
mit Laub und fleht, daß er ihn hart bedränge
für den Versuch, die Forderung zu betrügen.

Wird je die Forderung sich Getanem fügen,
so gilt auch dieses Sommers Laubgepräuge.
Schon gehn des Baumes Wünsche andre Gänge
in düstern, demutvollen Pilgerzügen.

Ins Leere greift das büßend abgezehrte
Geäst. Was ihm das alte Jahr verwehrte,
wird ihm vor Winter schon das Neu-Begehrte.

Der Traum von Winterruhe ist zerstoben.
Ein siebter Tag ist keinem aufgehoben,
kein Tag, zu feiern und das Werk zu loben.

HERBSTLICHER HEIMFALL

Leere, sturmbewegte Bäume stammeln
in Gebärden ihre Todesklage.
In mir aber rieseln still und sammeln
sich die Kräfte neuer Frühlingstage.

Was die letzte Form noch nicht gewonnen,
alles, was aus alternden Gestalten
vorschnell sich befreit und unbesonnen,
bin ich gleich der Schale hingehalten.

Ist das Heimgekehrte denn mein Leben?
Gott, verzeihe mir dies kühne Fragen:
Haben Blumen, Bäume, Halme, Reben
nicht aus mir geblüht und Frucht getragen?

Ist nun doch mein sommerlich Ermatten,
düsterer Schwund nicht ohne Sinn geblieben?
Hat es mich geheimnisvoll als Schatten
über alle Dinge hingetrieben?

Dem Gedränge froher Heimkehr stehen
meine Tore frei in Herbstestagen.
Leben, das ich hingab als ein Lehen,
wird mit Segen in mich heimgetragen.

HERBSTWIESE IM POITOU

Nun leitet mich leise diese altvertraute
Oktoberschwermut in die Winterruh.
Ich seh im Weiten eine felsumbaute
Wiese am Fluß der Blourdes im Poitou.

Da deckt die Herbstzeitlose mit dem leichenhaften,
bläulichen Weiß wohl schön den grünen Grund.
Doch wenn die Hände einen Strauß errafften,
so führe sie nicht unbedacht zum Mund!

Und wenn dein Aug auf diesen Teppich trifft,
so hast du mit dem Blick genug genossen.
Denn alle Pracht ist aus dem Leichengift
des toten Sommers geil emporgeschossen. —

Weit im Vergangenen, hinter der blumenbesäten,
verlassenen Wiese im Poitou
steht in Holstein ein Wald, und am späten
Oktobertag seh ich dem Knaben zu,

der dort — wie oft! — in einem regenfeuchten
Dickicht unter der großen Buche saß
und hingerissen den armen, wahngescheuchten,
schwermütigen, fremdblütigen Dichter las.

Nun lernte ich mein Leben besser hüten;
denn aus den Zügen dieser Dichterschrift
und aus der Herbstzeitlose bleichen Blüten
steigt gleiche Schönheit auf und gleiches Gift.

Süß wie einst klingt der Vergeblichkeit Klage,
die mit Wohllaut des Knaben Herz umgarnt;
aber den Mann beschwört der kommenden Tage
wartendes Werk: Bleib wach! Sei gewarnt!

WILDER WEIN IM HERBST

Rot ruft das Laub von den Mauern,
daß es Fanfare dich deucht.
Doch erst ein tödlich Erschauern
schuf ihm dies tiefe Geleucht.
Und was am Tage die Mächte
glühroten Lebens bezeugt,
hat sich im Bangen der Nächte
tief schon dem Tode gebeugt.

Heute flammt an der Mauer
seine vollendete Pracht.
Aber der Sturm auf der Lauer
harret nur der hehlenden Nacht.
Einmal noch schaut in das Lodern,
rettet dies letzte Geleucht!
Morgen liegt alles zum Modern
in einen Winkel gescheucht.

EINSAMER SCHLEHDORN IM GRUND

Warum schmeckt diese Herbstluft so eigen?
Nebel macht feucht sie und kalt.
Aber er will sich in seinem feigen,
schweifenden Umgehn dem Auge nicht zeigen,
flieht vor der Haft der Gestalt.

Einer nur bindet das immer Gescheuchte:
einsamer Schlehdorn im Grund.
Wieder und wieder mit fahlem Geleuchte
wird an den Spitzen gesammelte Feuchte
in Tropfen schwer und rund.

Über die Fluren geht der unfaßbaren,
tückischen Schwermut Geistertrift.
Wer wird die arglosen Herzen bewahren,
und wer bannt solcher Schwermut Gefahren,
wer entmachtet ihr Gift?

Einer muß sein, der sie lebt und vernichtet,
der die Zerstreute vereint,
einer, der auf Gestalt sie verpflichtet,
einer, der sie zu Tränen verdichtet.
Einer muß sein, der sie weint.

NÄCHTLICHER SCHNEEFALL

Ich weiß: es fällt Schnee.

Nun, da der Schlaf sich mir nahen will,
werden Gedanken auch weich und still.

Draußen fällt Schnee!

Viele Ecken hatte auch dieser Tag.

Wunsch und Erfüllung sind in so schroffen,
scharfen Winkeln zusammengetroffen,
daß nur ein Wunder sie aussöhnen mag.

Still, Herz! Es schwindet auch dieses Weh!

Draußen fällt Schnee.

Schnee will alle Klüfte bedecken,

Schnee verwischt alle Kanten und Ecken,

löscht der Linien zackigen Sprung,

ründet sie zu sanftem Schwung.

Schnee legt sich über die Welt wie Linnen;

Schnee fällt über die Welt hier innen,

über mein Sehnen, über mein Sinnen.

Und all die scharfen Spitzen und Zacken,

die mir so Sohlen wie Füße zerhacken,

schwinden, wohin ich auch immer seh.

Mir ist, als ob ich auf Teppichen geh.

Kein Schritt, der noch klingen und schmerzen will.

Weich liegt mein Weg, weiß und still.

Nichts tut mehr weh.

Fall, falle, Schnee!

WEIHNACHT

Jede Weihnacht ist ein Reim,
der den Mißklang tönend schlichtet.
Zu dem Glauben führt er heim:
Unser Leben wird gedichtet.

Was als holprig du gerügt,
braucht nun Neuguß nicht noch Feile.
Unter deinen Händen fügt
rhythmisch sich das Jahr zur Zeile.

Sieh dein Jahr! Da tanzt es schon,
singt und mahnt sein Reim: Frohlocke!
Und den wahlverwandten Ton
stärkt des Himmels hohe Glocke.

Wie ein Bau, der gottwärts strebt,
steht in Strophen aufgeschichtet
alles, was du je gelebt.
Unser Leben wird gedichtet.

WOHER DEIN BEBEN, BAUM?

RANTZAUS EICHE

Ach, kein Schlendern mehr und kein Verweilen!
Meine Jahre geben keine Ruh,
stürmen ungestüm mit mir den steilen,
immer steilern Hang der Zeit hin, eilen
unerbittlich meinem Abgrund zu.

Aber hier im Wald, wo noch das Träumen
meiner Jugend rauscht im Laubgewirr,
kommt der freche Lauf der Zeit ins Säumen,
wird bestürzt vor den gelassenen Bäumen
an der Allmacht seines Beispiels irr.

Wenn den Buchen ihres Alterns Zeichen
schüchtern in die graue Rinde greift,
keimt das Wunder. Und die Angst muß weichen,
wenn es rundum blüht und mit den Eichen
zeitenthoben in die Fülle reift.

Rantzaus alte Eiche widersetzte
sich der Zeit und dauert, wie *sie* will.
Tief er atmend birgt sich der Gehetzte
in das heilige, das unverletzte
Reich der Krone, und die Zeit steht still.

SCHÖNER VON BOSKOP

Stamm und Zweige – Last und Trage
sind ihm, dem Gesetz vertraut,
wie nach Lot und Wasserwaage
übersichtlich aufgebaut.

Daß die Frucht zur Reife finde,
hat er Höhe nie gewagt,
hat das Reich der wilden Winde
klüglich seinem Wuchs versagt.

Niedre Zweige hält er heiter
– Geben ist ihm Lebenssinn –
immerdar der Ernteleiter
als willkommne Stütze hin.

Treulich hält er uns den festen,
oft erprobten alten Bund.
Traulich rauscht im Wind aus Westen
seiner Krone fraulich Rund.

AKAZIE

Des Südens Kind verharrt im Zagen,
wenn andre Bäume mit Vertrauen,
weit in den Frühling aufgeschlagen,
ihr Laub und ihre Blüten tragen
wie Augen, die in Fülle schaun.

Dem fröstelnden, dem fremden Kinde
erscheint der Lenz noch kalt und karg.
Leis löst es erst die Knospenbinde
und steht am Weg wie eine Blinde
in einer dunklen Welt voll Arg.

Das erste Laub, vielfach gefiedert,
ist einer Blinden Hand, die klagt,
die rührend-schmal und feingliedert,
angstbebend, immer unerwidert
mit dem Getast ins Fremde fragt.

Kastanie, Rotdorn! Räume schwinden,
und derber Wuchs stößt laut ins Horn.
Drängt nicht, habt acht der stillen Blinden,
die fürchtet, keinen Raum zu finden!
Blüh nicht so lärmend, roter Dorn!

WEIDENBAUM

Fern den Menschen, hoch emporgeschossen,
das Geäst eng um den Stamm geschlossen,
steht der Weidenbaum am Bachesrand.
All sein Wuchs weist streng und ernst nach oben.
Zweige sind gleich Armen steil erhoben.
Wie ein Beter wacht er überm Land.

Nimmer kann ein Wechsel ihn beirren.
Sommerhauch läßt leis die Blätter klirren,
da die Welt an Träume sich verlор.
Wenn im Herbst die wilden Stürme jagen,
ist sein Laub wie Brand, und Lohen schlagen
knisternd ihm am Leib des Stamms empor.

Sei er Mönch in friedevoller Zelle,
Märtyrer, um den das grausam-grelle
Flammenmeer des Scheiterhaufens rauscht,
immer bleibt er uns der Weltentrückte,
immer der geheimnisvoll Beglückte,
der ins Ewige hinüberlauscht.

Rühmt ihr torenlaut die lauten Täter?
Zürnt ihr, weil euch nie der müßige Beter
süße Früchte vor die Füße warf?
Täter mögen auf den *Nutzen* sehen.
Beter müssen um den *Segen* flehen,
dessen die zerquälte Welt bedarf.

KASTANIE IM OKTOBER

Der Tag ist trüb, der Himmel grau verhangen.
Doch wider alles Wissen und Erwarten
ist über der Kastanie im Garten
ein rätselhaftes Leuchten aufgegangen.

Woher kommt welken Blättern, die in langen
und bangen Nächten bis ins Mark erstarrten,
die müde ihres Niedertaumelns harreten,
dies überirdisch feierliche Prangen?

Dem Licht ist keine Quelle zu ersinnen.
Es hat im Raum nicht Ende und Beginnen;
es kommt dem herbstverklärten Baum von innen.

Der Sommer ist verarmt und wankt zu Grabe.
Ihm reicht der milde Baum ersparte Habe
aus einst Empfangnem heim als letzte Gabe.

DAS BLATT

Und bin ich auch, wo deine Krone endet,
verlorne Blatt, das gegen Stürme streitet,
du bleibst als Nährender mir zugewendet,
der aus dem Strome, welcher Leben spendet,
ein Rinnsal Kraft in mein Geäder leitet.

Du Baum, ich weiß, in deinem Wachsen waltet
die Macht, die auch mein kleines Leben lenkte.
In mir liegt überlichtet und entfaltet,
was Gott an deinem Anfang vorgestaltet
in eines Samenkernes Nacht versenkte.

Es greift die Wurzelfaust, Faust eines Riesen,
ins dunkle Erdreich, tiefer, ungestümer.
Die Urnacht ist in ihrem Griff gepriesen,
die Wonne des Gebundenseins bewiesen:
An diesem Ort such alle Heiligtümer!

Aus deinem Zugriff ist mein Halt genommen.
Mich lockt die Freiheit nicht in falsche Fernen.
Doch wenn bei Nacht die fremden Winde kommen,
muß ich mit ihnen selig und beklommen
vom Unermessnen flüstern unter Sternen.

GEWACHSENE WEISHEIT

Durch die verschwiegene Rindenhülle
raunt der Baum sein Geheimnis leis.
Da ihn gewachsener Weisheit Fülle
selig bedrängt, so gibt er sie preis:

„Wachsender Baum, der im Hingehn der Jahre
freien Raum sich herrisch bezwingt,
nimmt das Außen nur, daß er erfahre,
wie ihm die Wandlung in Innres gelingt.

Seht den Ring, der, zum Raub sich erkühnend,
außen die älteren Brüder umspannt!
Übers Jahr hat mein Wachsen ihn sühnend
zu den andern ins Innen gebannt.

Also in jährlichem Neubeginnen
leb ich das Außen in mich hinein,
lasse es tiefere Tiefen gewinnen.
Einst wird das Äußere Innerstes sein.“

Vorschnelle Klugheit *baut* für die Vielen.
Langsam findet vom schwächlichen Reis
wachsende Weisheit zu Stärke und Zielen,
und nur dem Wartenden gibt sie sich preis.

BAUM IM ENTSETZEN

Manchmal springt bei Nacht aus guter Stille
jäger Sturm auf, braust urböser Wille
waagerecht dahin mit schrillum Pfiff.
Stolz verschmäht er, sich hinabzuneigen,
kleinen Sträuchern seine Macht zu zeigen,
und den hohen Baum nur packt sein Griff.

Taumelnd steht der Stamm; mit vielen Armen
greift die Krone um sich, sucht Erbarmen,
sucht verzweifelnd in der Leere Halt.
Alles Laub steht zitternd hochgerichtet,
auf der bleichen Seite fahl belichtet,
und der Baum ist grau und sterbensalt.

Sturmverschmähte, kleine Sträucher weisen
auf ihr Unberührtsein, und sie preisen
eitel ihre Kraft und ihr Vertrauen,
wenn der Starke, irr ins Leere fassend,
mit gestäubten Zweigen und erlassend
einsam steht in namenlosem Grauen.

GEZEICHNETER BAUM

Woher dies tiefe Bangen?
Woher dein Beben, Baum?
Ein Mahr hält dich umfassen.
Wach auf! Dich quält ein Traum.
Du wirst dein Laub erneuen;
dies macht der Frühling wahr.
Und du wirst Frucht verstreuen
im Herbst, wie jedes Jahr.

„Mich hat ein Blick betroffen,
der Prüfeblick des Herrn.
Ihm lag ich hilflos offen
bis in des Stammes Kern.
Nun sieh mich an und finde,
vom kalten, scharfen Stahl
gefurcht in meine Rinde,
zwiefach das gleiche Mal.

Dem Sturze ist verfallen,
wer so gezeichnet ist.
Der Schlag der Axt wird fallen.
Wer mißt die Gnadenfrist?
Ich darf nichts mehr verlangen.
Die Zeit nimmt ihren Lauf.
Nur manchmal rauscht dies Bangen
aus meiner Krone auf.“

DER GUTE TOD – MACH DIR SEIN BILD ZU EIGEN

DER TÄGLICHE TOD

Vater, ich bat dich
ums tägliche Brot.
Vater, nun gib mir
den täglichen Tod!

Lider still über
die Augen gedeckt.
Glieder müd ins
Verborgne gestreckt.

Nur meiner Hände
frommes Gefalt
ruht auf dem Linnen,
das weiß ist und kalt.

Ruhet in Frieden
auf meiner Brust.
Schließt einen Raum um
den Mohn in der Blust.

Aus dieser Höhle,
betäubend rot,
blüht meiner Seele
ihr täglicher Tod.

DER WEG IN DAS WAHRE

Schmück die Außenmauer,
reihe Kranz an Kranz,
heuchle frohe Dauer
deinem Mahl und Tanz!
Auf der Gasse prahle
mit gewölbter Brust:
hoch bei dir im Saale
throne stete Lust!

Bin ich dir Vertrauter?
Hast du mich durchschaut?
Ist die Wahrheit lauter,
schreit sie nicht so laut.
Soll ich ihr mich beugen,
lösche den Zweifel aus!
Für dein Glück zu zeugen,
führ mich in dein Haus!

Fremdling, ja, bestaune,
was der Fremde wagt,
den des Zufalls Laune
bringt und weiterjagt!
Lächeln hat im starren
Antlitz nicht mehr Ort.
Weisest kalt den Narren
von der Schwelle fort.

Die ihr Haus entriegeln
ohne Heuchelei,
an verhüllten Spiegeln
führen sie vorbei
tiefer hin ins Wahre,
bis dem Gang zuletzt
die verhüllte Bahre
schwarz das Ende setzt.

DAS FEST AM STRANDE

In Zeiten, davon uns Äonen trennen,
lud ich euch wohl zum Fest am Strand, ihr Lieben.
Bleibt fern, bleibt fern! Mein Reichtum ist zerrieben,
und wer da mag, der soll mich Prahler nennen.

Des Leides trübe Wogen überrennen
den weißen Sand. Was wird mir zugetrieben?
Als täglich Werk ist *eines* nur geblieben:
Ich muß den Unrat sammeln und verbrennen.

Doch einst, wenn schon das Abendrot entglommen,
wird mir vielleicht die Last noch abgenommen.
Dann ist es Zeit, dann, Freunde, müßt ihr kommen.

Dann mag auf stillen Wassern rotes Blinken,
dann mag das Rund der Sonne im Versinken
wie Weg und Tor uns in den Frieden winken.

HEIMKEHRENDES SCHIFF VOR CUXHAVEN

Ein Schrei zerriß den Schlaf in wirre Fetzen.
Hat nicht ein Tier in Todesangst gebrüllt?
Der Todesnähe lähmendes Entsetzen
hat stumm und stickig ganz den Raum gefüllt.
Die Fenster auf, damit im salzigen Winde
vom Meere her der Brust Beklemmung schwinde!

Schwarz naht ein Schiff, langsam, unendlich müde,
todwundes Wild, das still zum Lager schleicht,
da endlich doch der irreführte Rude
von seinen blutgetränkten Spuren weicht.
Wenn es nun einsam im Gebüsch verendet,
ist doch die *Schmach* des Todes abgewendet.

Nur einmal vor dem nahenden Erkalten
stößt die gestaute Angst der Kreatur
den Stolz hinweg, der sie so stumm gehalten,
und einmal muß sie schreien, einmal nur! —
Weg, trübes Bild — und laß mich wieder schlafen!
Es war ein Ruf; das Schiff will in den Hafen.

Am Morgen fuhr es aus in Festeslaune.
Die Wimpel flatterten, Musik erscholl.
Es blitzten Horn, Trompete und Posaune,
und alles war so froh erwartungsvoll.
Dein Aufbruch, Mensch! O Nacht! O tiefes Bangen!
Gott lasse uns in Frieden heimgelangen!

ABNAHME EINER TOTENMASKE

Mag dieses Werk mit eingelernten Griffen
den Alltag und das kahle Handwerk streifen,
wir müssen doch, im Innersten ergriffen,
die Weihe des Geschehens fromm begreifen.

Der schlichte Former wird mit einem Male
Erzengel, der an Gottes Stelle handelt.
Der weiße Erdenbrei in irdner Schale
ist wundervoll in Ewigkeit verwandelt.

Nun taucht der Tote die erstarrten Züge,
die keine Zeit verändernd mehr erfahren,
in heldenhafter Abkehr von der Lüge
ins Wahre, zu unendlichem Bewahren.

Nun ist dies Antlitz frei vom Zwang der Stunden,
durch vielen Ausdruck prüfend hinzueilen.
Nun ist das ewige Angesicht gefunden,
darauf die ewigen Augen Gottes weilen.

TOTENMASKE: BLAISE PASCAL

Wie die verbrennende Scheite
hinstirbt im Glutenuß,
froh in des Ozeans Weite
eingeht verströmender Fluß,
so ist der Mensch genesen
von allem Lug und Schein,
geht er in seinem Verwesen
ganz in das Wesen ein.

Was diese Schläfen und Wangen
spärlich als Fleisch noch umhüllt,
ist schon verklärt und vergangen,
ist schon verwest und erfüllt.
Himmlische Stimmen erwidern
grüßenden Ruf aus der Zeit.
Hinter geschlossenen Lidern
leuchtet die Ewigkeit.

TOTENMASKE: JOSEF KAINZ

Wem ist der Kampf gelungen?
Wer sagt vom Leben: mein?
Erstritten und errungen,
ergriffen und ersprungen,
erflogen will es sein!

So schmettern wohl die Toren
Fanfaren durch das Land.
Doch Kronen, früh erkoren,
sind früh und ganz verloren,
und Stolz hat nicht Bestand.

Ist dir die Kron entglitten,
so nimm ein Dorngeflecht!
Nicht, was du dir erstritten,
nur, was du dir erlitten,
du Mensch, das krönt dich recht.

DIE AUGEN AUF DEN TOD GERICHTET

So sei kein Kind, das seine Lippen schürzte
zur Wehrgebärde, das mit einer derben
Verwünschung auffuhr, als Geschmack des herben,
des unvermengten Salzes es bestürzte!

O wisse du: kein Mensch kann unverkürzte,
vollkommene Lebenslabung sich erwerben,
wenn nicht das starke Wissen um sein Sterben,
wie Salz das Brot, es wundersam ihm würzte!

Und will die *rechte* Freude dich begnaden,
sind ihre Tränen, die dein Antlitz baden,
schon in der Quelle mit dem Salz beladen. —

Was schleichst du an dem Winkel hier mit feigen
Schritten vorbei? Sieh her — da steht im Schweigen
der gute Tod. Mach dir sein Bild zu eigen!

EINER KOMMT NOCH

Sehnsucht hat dich umgetrieben,
narrt dich immer aufs neu.
Die du erwartet, sind ausgeblieben;
einer nur ist getreu.

Wenn überm Tor zu deinem Herzen
nachts ein „Willkommen“ noch brennt,
schone den Kranz, lösche nicht die Kerzen
in diesem Transparent!

Einer kommt noch. Brich dem späten
Gast das festliche Brot!
Schenk ihm den Wein, den andre verschmähten!
Einer kommt noch: der Tod.

MEINE MUTTER IST DIE NACHT

AM ABEND

Dies ist ein Herbergzimmer.
Noch bist du nicht zu Haus.
Das Ziel ist fern wie immer.
Doch bleib und ruh dich aus!
Das große Glück auf Erden!
Du rennst nach diesem Ziel.
Ein schönes Müdewerden
am Abend ist schon viel.

Zum Greifen und Erfassen
war tags dein Sinn bereit.
Nun kommt das Gleitenlassen
als große Seligkeit.
Durch Mühsal und Beschwerden
zog dich ein Ziel dahin.
Vielleicht ist Müdewerden
des Wanderns ganzer Sinn.

FERNES WETTERLEUCHTEN

Zwischen Schlaf und Wachen hin und wieder
öffnen sich die schweren Augenlider.

Und wie wunderbar trifft das zusammen:
Immer steht mein Horizont in Flammen.

Weckt das geisterhafte, ferne, scheue
Wetterleuchten immer mich aufs neue?

Oder hat ein andres Sein begonnen?
Bin ich nun so tief ins All versponnen?

Fallen die geringsten meiner Taten
ins Unendliche als reiche Saaten?

Wird mein letztes, müdes Liderschlagen
mächtig noch als Blitz durchs All getragen?

TAG, SCHLAF UND TRAUM

Der Tag ist Wüste, ist Straße,
steinig und bestaubt,
die auch du mit dem Maße
der Schritte zu messen geglaubt.
Abends mit blutenden Füßen
mußt du Vermessenheit
in schlechten Herbergen büßen;
aber der Weg läuft noch weit.

Schlaf! — und mit einem Male
wandelt das Leben sich sehr,
streckt sich wie eine schmale
Halbinsel tief ins Meer.
Meer, wie die Blicke sich wenden,
Meer, das nicht enden kann,
und von allen Enden
rauscht die Unendlichkeit an.

Träume — verwegne Fregatten
preisen dir lockend ihr Ziel.
Irren nicht und Ermatten
kennt ihr gleitender Kiel.
Schon ist die Bordwand erklommen.
Segel knattern im Wind.
Der Steuermann hat vernommen,
wo deine Wünsche sind.

EINSCHLAFEN

Ich bin das Wild, das eine wilde Meute
tief schon ins Dickicht dieser Nacht gehetzt.
Laßt ab, Gedanken, von der magern Beute,
ihr bösen Hunde, laßt mich schlafen jetzt!

Vorbei die Jagd! Nun bin ich eine Blüte,
die stiller schon auf schwarzen Wassern schwimmt.
Der Teich war Rettung, der voll Muttergüte
mich in die Wiege guter Träume nimmt.

Nun kann der Teich kaum meine Last noch tragen.
Ich werde schwer, die Tiefe schlingt mich ein.
Das Glück der Schwere ist so schwer zu sagen,
die Wonne der Verwandlung zum Stein.

Die Sinne schließen sich vor jeder Kunde,
das wilde, glühnde Herz ist ausgekühlt,
und ich bin Stein, der sinkt und der am Grunde
sich in die tiefste, letzte Stille wühlt.

IM SCHOSSE DER NACHT

Wieder trägt mich neu die große
Mutter treu in ihrem Schoße.
Meine Mutter ist die Nacht.
Leben ist nicht mehr mein eigen,
wird durch Dunkel mir und Schweigen
als ihr Herzschlag zugebracht.

Friedvoll dämmernd, ist mir Leben
aus der Mutter Schlaf gegeben,
und ihr Schlaf ist tief und gut.
Echo nur geträumter Stimmen,
eines Traumbilds Schatten schwimmen
als ein Ahnen mir im Blut.

Um mein Flackerlicht ziehn leise
dunkle Falter enge Kreise,
und ihr Flügel schlägt es aus.
Das Begonnene, Gefragte,
nicht Getane, nicht Gewagte,
meine Mutter trägt es aus.

AN DIE NACHT

Nun nimm mich recht an deine Brust!
Ein leiser Regen rinnt.
Es ist, als ob du weinen mußt,
wenn meine Lust beginnt.

Wohl war ich wild, du Mutter Nacht,
hab trotzig aufbegehrt.
Doch meines Tages Unbedacht
ist keine Träne wert.

Was trieb zum Lärm mich, zum Geschrei?
Da nun der Tag entflohn,
werd ich vom Zwang des Fremden frei,
bin wieder ganz dein Sohn.

Zu Ende geht der Regenfall.
Hast du um mich geweint?
Es haben doch die Tränen all
nicht wirklich mich gemeint?

Ich bin im Grund durch Blutes Bund
und Spruch dir gleichgewillt.
Und rühmend, Mutter, haucht mein Mund
sein letztes Wort: gestillt.

UM MITTERNACHT

Aber die tiefen Nächte nur sehen
den Sinnenden im Rausch.
Erst um die Mitternachtsstunde stehen
der Seele die Segel im Bausch.

Was ich gestaltet, was ich gesammelt,
nun sei es unbereut,
wieder formlos, wieder gestammelt
in alle Winde gestreut!

Hält das wilde Leben ein leiser
Zugriff der Melodei?
Spring in den Sturm, mein Ruf, so heiser
und hart wie Möwengeschrei!

Dich, du Flut, mit Eimern zu messen,
plant nur der Torensinn.
Reiße mich um, laß mich vergessen,
rausche über mich hin!

ZUM RUHM DER DUNKLEN

Nun hält die große Mutter mich umschlungen.
Du, heller Ton, sei ruhig, werde stumm!
Du bist zum Ruhm der Stunde nicht gedungen.
Erlöster Märchentöchter Sang geht um,
den sie am dunklen Brunnengrund gesungen.
Versunkner Glocken feierlich Gesumm
ruft uns zum Wunder und weist allem Wunden
im Schoß der Mutter Dunkel und Gesunden.

SELIGE NACHT

Die scheue Seele will ihr Blühen wagen.
Die Wände dieser Welt, belauscht, bewacht,
sind schwarz mit schwerem Sammet ausgeschlagen,
und die verschwiegenen, guten Geister tragen
sie feierlich ins Königszelt der Nacht.

So ist zum Fest die Kammer nun bereitet,
so blüht die Seele in die Nacht und lauscht,
in süßem Bangen bräutlich hingebreitet,
ob nicht ein Rauschen über Samt hingleitet,
ob das Geheimnis schon den Vorhang bauscht.

Und daß sie Antwort nun der Frage lerne,
die in der Blüte aufsprang, weiß und groß,
kommt jäh der Wind und wirft die Fracht der Ferne,
wirft ihr die Himmelssaat zerstäubter Sterne,
wirft ihr die große Hoffnung in den Schoß.

Nun trotzt die Seele schwermutvollen Mären,
die trauernd sagen: Stern nach Stern erlischt.
Sie hat empfangen; sie will ihn gebären,
den neuen Stern, der in den Sang der Sphären
ein neues, niegehörtes Klingen mischt.

BEGEGNUNG IM TRAUM

Trübe Nacht der schleichenden Lemuren!
Rundherum im nebelfeuchten Land
glühn mit fahlem Grün auf allen Fluren
ihres Wandels schwefelige Spuren,
und es schwelt der graue Sand.

Das Verruchte will als Leib erstehen
und sinkt hin im wirbeligen Rauch.
Aber plötzlich bringt ein reines Wehen,
von Jasminduft voll und Glockengehen,
echten Auferstehungshauch.

Zwei vertraute, schwebende Gestalten
trägt der Nachtwind ohne Laut herbei.
Ja, sie sind's, die beiden treuen Alten!
Herz, nun gilt es! Du mußt an dich halten!
Und du Mund, wehr deinem Schrei!

Falsch gelassen greif ich in die Tasche,
suche, was die Müden speist und tränkt.
Ob ich schauernd weiß: sie sind aus Asche,
wach ich, daß sie nicht die erste, rasche
Regung meiner Trauer kränkt.

Diese Stunde hat sie hergetragen
aus dem Drüben, aus dem Totenland.
Jedes Rätsel fügt sich ihrem Sagen,
und das ungestüme Heer der Fragen
bebt mir schon am Lippenrand.

Ihre Augen warnen und beschwören:
„Dieser Stunde Preis ist der Verzicht.
Nichts zerstören, laß dich nicht betören!
Laß *uns* nichts von unsern Enkeln hören!
Frage *du* nach Ewigem nicht!“

Und so reden wir von Nichtigkeiten:
Haus und Garten, Truhe, Bett und Krug,
sagen „Gestern“ – und es war vor Zeiten,
lächeln, trösten uns im Weiterschreiten
mit erbarmungsvollem Trug. –

Jäh erwachend tastet ein Verwaister
in die Leere wie nach einer Hand.
Was mich erst umdrohte, fand den Meister.
Dunkel blüht die Nacht der guten Geister.
Sterne stehen überm Land.

MUTTERMÄCHTE

Komm doch, o Schlaf! Der Zeiger schiebt
sich vor mit hohlem Hall.
In mein gemartert Auge stiebt
die Zeit wie Aschenfall.

Wenn dieses Raumes heißer Hauch
den Atem mir beengt,
wenn aus zerwühlten Kissen auch
Glut schlägt, die mich versengt,

schwebt hold mir her durch Graun und Brand
zuletzt das Wunder Traum.
Es führt mich in mein Jugendland
an einen Waldessaum.

Da bettet es mich still zur Ruh.
Das welke Laub wird Pfühl.
Du liebe, alte Erde du,
wie bist du gut und kühl!

Und immer murmelt noch vertraut
im Grund wie einst der Bach.
So klang des letzten Märchens Laut
in ersten Träumen nach.

Die hohen Sterne wandeln licht
hin über stilles Land.
Ein Wehen streichelt mein Gesicht
wie eine linde Hand.

Nah ist der Erde Atemgehn,
und Tröstung trägt die Nacht.
Die ewigen Muttermächte stehn
am Bett und halten Wacht.

MORGENDÄMMERUNG

Erbarmend nahm die Nacht mich ins Geleite,
die große, schöne, milde Königin.
Ich wandelte gestillt an ihrer Seite
in selig-dunklen Knabenträumen hin.

Was schreist du, Tag? Was willst du mit dem rohen
Gelärm von Pflicht? Was schmähest du mich Knecht?
Niedriger Fronvogt! Im Geleit der Hohen
war mir der Dienst verliehen als ein Recht.

Schon malt der Morgen Wolken rote Ränder.
Doch die Enteilende bannt das Geschick,
solang die Schleppe ihrer Prunkgewänder
nachwallend hinfließt unter meinem Blick.

Die jählings kühn gewordenen Lippen schmiegen
sich an die Schleppe, die mir schon entglitt.
Du letzter Saum! So führe du verschwiegen
in deinem Rauschen mein Geheimnis mit.

Und während ich noch kniee in Entzücken,
seh ich den Tag das marternde Geflecht
der Peitsche schon zu starkem Schlage zücken.
Laß ab! Ich füge mich; ich bin ein Knecht.

DEZEMBERNACHT

O du Tiefe, wunderhehlend,
lockende Dezembernacht!
Süßem Schwindel mich befehlend,
fahr ich ein in deinen Schacht.

Gleitend find ich immer lindern
Friedens Schwärze mir verwahrt.
Über mir steht noch des mindern
Dunkels Viereck ausgespart.

Schüttet Dunkel, von den Wänden
niederstürzend, ganz mich ein,
gräbt kein Stern mit Strahlenhänden
nach in mein Verborgensein.

Abgrund Finsternis, enthülle
du des Lichtes hohen Sinn,
reiß mich in die Gnadenfülle
endeloser Leere hin.

ADVENTSNACHT

Weiter schlafen Wunsch und Wille.
Ohr und Auge sind erwacht.
Immer leiser wird die Stille,
immer dunkler wird die Nacht.

Laut und Licht der Welt entgleiten
meinen Sinnen, immer mehr.
Unaufhaltsam aus den Weiten
kommt ein Andres zu mir her.

Auf dem Samt der Stille regt sich
Schreiten, das nicht wiederhallt,
und des Dunkels Mantel legt sich
hehlend über die Gestalt.

Schlaft mir weiter, Wunsch und Wille,
forscht nicht, fragt nach Namen nicht!
Laßt den Wohllaut dieser Stille,
laßt dem Dunkel dieses Licht!

Meine Seele, eine Rose,
blühet auf, ein Stern entbrennt.
Rühr dich nicht! Das Namenlose
naht und rüstet zum Advent.

NUN STEHT DIE WELT IN BRAND

NACHTWACHE

Schrillt schon die Glocke? Einsam halt ich Wache.
Lautlosen Flugs durch dunkle Gärten streicht
die Eule, deren Schrei, die Teufelslache,
sich jäh verwandelt, einem Wehruf gleicht,
als habe ein Erbarmen für das schwache,
geschlagne Tier ihr hartes Herz erweicht.
Fühlt sie entsetzt mit einem Mal die Schande,
als Würger nächtlich umzugehn im Lande?

Tückische Nacht, die alte Schauersagen
vom Todesboten ins Geblüt mir träuft
wie schwärend Gift. Da werden viele Klagen
der Eule aufs verworfne Haupt gehäuft.
Sie mag wohl auch in Kirchen Schändung wagen,
wo sie das Öl der ewigen Lampen säuft
und von den Fängen sich die blutigen Male
des Mordens abspült in geweihter Schale.

Hat Wahn mir den gesunden Sinn genommen,
daß er also die arme Eule schilt?
Vom Meer her wird der wahre Würger kommen,
dem das Entsetzen dieser Nächte gilt.
Das Unheil lauert. Sonderbar beklommen
schlägt mir das Herz, da nun die Glocke schrillt,
da ferne Laute, die sich mühsam sammeln,
gepreßt im Hörer von Gefahren stammeln.

Ich höre, wie den Schlag der banger Stunde
die ferne Uhr in Hast zu Ende schnurrt.
Dann gibt die Stille Raum der Todeskunde,
die aus dem Flug metallner Vögel surrt.
Ein fern Geschütz, das treu gleich einem Hunde
in seiner Ohnmacht auf zum Himmel murrst!
Was geht in dieser bösen Nacht zunichte?
So macht die Welt sich reif zum Weltgerichte.

Liegt draußen noch das Land in Finsternissen?
Noch hüllt ein schwer Geweb die Scheiben dicht.
Ins stumpfe Brüten bricht mit Macht ein Wissen
vom neuen Tage und vom jungen Licht.
Es singt im Baum am Fenster hingerissen
ein kleiner Vogel seine Zuversicht.
Einfältig ist das Lied, klingt schlicht und leise.
Und doch, und doch! Gewaltig ist die Weise.

Des Sängers Namen will ich nie erfahren.
Ich horche nur dem Lied, das Wege weist
zu allen guten Mächten, die bewahren,
das Zeuge wird dem ungebrochenen Geist,
das Quelle ist, die in verruchten Jahren
mit ihrem Öl die ewigen Lampen speist.
Der namenlose Sänger singt ins Grauen
der wilden Zeiten namenlos Vertrauen.

AN DIE STILLE

Stille, du schmähslich gehetzte
Jagdbeute teuflischer Lust,
suche und finde die letzte
Zuflucht in meiner Brust!

Heilige, bist du getroffen
vom tödlichen Pfeil?
Siehe, mein Herz steht dir offen
und will dein Heil.

Hier ist das große Gewähren.
Geschmälerete du, fasse Mut!
Ich will dich heilen und nähren
aus meinem Blut.

Ich weiß wohl, was deinen Wunden
und Zweifeln frommt.
Mein Glaube läßt dich gesunden:
Deine Stunde kommt.

Dann gehst du neu durch die Lande
als Königin.
Alle Empörer ducken am Rande
sich deiner Straße hin.

Das Raubvolk zeigt sich dir
verarmt und abgehärmt.
Demütig neigt sich dir,
was heut noch lärmt.

DAS KLEINE LICHT

Gabst mir ein Licht in die Hand,
Gott, an meinem Beginn.
Nun steht die Welt in Brand.
Sage, hat es noch Sinn,
daß ich mein Licht bewahre,
stündlich in Treuen bemüht,
wenn jede Nacht im Jahre
grellrot vom Brand erglüht?

Weh in den Himmel aufragt
hoch der zackige Sprung
verstümmelter Türme und klagt
um den verlorenen Schwung.
Der Bruder ward uns erschlagen,
die Heimstatt liegt uns wüst.
Muß wohl die Wanderung wagen.
Nächtiger Weg, sei begrüßt!

Stets noch vor Stürmen im Land
hüt ich mein Licht wie ein Narr.
Die vorgehaltene Hand,
verkrampft, wird weiß und starr.
Ach, und mein Licht, immer bänger
flackert es irr im Gebraus.
Brandhell die Nacht! Säum nicht länger,
Sturm du der Zeit, lösche es aus!

Nein, ich weiß meine Pflicht.
Treu aus der Fremde der Zeit
trag ich mein tränendes Licht
heim in die Ewigkeit.
Im Vaterhaus über der Erde
entglomm sein gefährdeter Schein
an der ewigen Glut auf dem Herde.
Die soll ihm Ruhstatt sein.

UNVERDUNKELTE STADT

(Mai 1945)

Immer in der Nacht bewahren
meine Füße noch die Scheu.
Alte Stadt, nach bösen Jahren
bist du heut wie nie erfahren,
fremd und neu.

Häusern kommt ein neues Wagen,
Häusern ist der Mut erwacht,
dunklen Binden abzusagen,
groß die Augen aufzuschlagen
in die Nacht.

Milde wurden sie aus Schauern
ihres Angsttraums aufgeweckt,
und es haben sich die Mauern
aus dem langen, bangen Kauern
aufgereckt.

Menschen, sucht zu überwinden,
was euch duckt und mutlos macht!
Wagt, die Augen zu entbinden,
schlagt sie auf, die tränenblinden,
in die Nacht!

DIE SAAT

O Mutterland, zerwühlt, zerstampft
bis in die Ahnengrüfte!
Noch immer aus den Wunden dampft
es hochauf in die Lüfte.

Ist das noch Blutdunst böser Zeit?
Verwesungshauch von Leichen?
Ist es der neuen Fruchtbarkeit
verheißungsvolles Zeichen?

Ist in der Untat doch die Tat
des großen Pflugs zu schauen?
Was blieb, was haben wir als Saat
den Furchen zu vertrauen?

Auf ödem Feld gärt wildem Mohn
im Kerne das Vergessen.
„Fluch, Menschentum!“ lacht roter Hohn.
„Werft ab, was ihr besessen!

Und wenn ihr säen wollt, sät Haß,
und der wird gut gedeihen!“
Hinweg! Ich will nicht hören, was
die Flackerflammen schreien. —

Hier glückte dem Vergißmeinnicht,
die Wurzeln sich zu feuchten.
Aus seinen blauen Augen bricht
ein starkes, stetes Leuchten.

Nach Höllenfeuer — Himmelslicht!
Was blüht mir im Gemüte?
Die kleine blaue Blume spricht:
„Vergeßt *mein* nicht! Sät Güte!“

INFERNO

An unsres Weges grauenvoller Kehre
zerspelt uns der ewige Gott die Wehre.
Von ihm allein kommt Schande oder Ehre.

Von ihm allein kommt uns Geheiß, zu büßen.
Tritt uns der Tor der Gegenwart mit Füßen,
der weise Mann der Zukunft wird uns grüßen.

Wir tragen unerhörten Wissens Lehen.
Wir haben Satans Fratze bloß gesehen.
Still wird es sein, wo wir vorübergehen,

wie in Verona einst, wenn der Verbannte
dies scheue Flüstern hörte: „Beugt euch Dante,
dem Sterblichen, um den die Hölle brannte!“

BABYLON

Hier das Land! Es hat vermessen
neu den alten Bau getürmt,
hat im Frevel wie besessen
Gottes Veste frech bestürmt.
War ihm nicht ein Name eigen,
der uns liebend ihm verband?
Fragt mich nicht! Vergessen! Schweigen!
Babel, Babel heißt das Land.

Falscher Ehre folgt die Schande.
Gott fährt nieder und reißt ein.
Welch ein Los, im eignen Lande
ein gefangnes Volk zu sein!
Lobpreis heilger Ströme lehrten
unsre Sänger uns als Kind.
Weh, daß uns die fromm verehrten
nun wie Wasser Babels sind!

Singen sollen wir im Leide?
Fremd im Winde rauscht das Ried.
In den Harfen an den Weiden
schläft des teuren Landes Lied.
Dennoch, deutsches Lied, erwache!
Rufe unter bösem Stern
nicht zum Haß und nicht zur Rache,
sei du wahrhaft: Lied des Herrn!

GEBET UM TRÄNEN

Als noch sein Grün ihn deckte, den Seelengrund,
war ihm in Zuversicht auch Bangen kund.

Über die Felder des Lebens, da Hoffnung lacht,
müssen die Tränen niedergehen bei Nacht.

Geister der Nacht gehn weinend über die Au.
Gräser und Blumen trinken die Tränen als Tau. —

Tödliche Dürre schlug den gemiedenen Ort,
und in dem öden Geröll sind die Halme verdorrt.

Gräbst du nach Quellen? Ach, du verbiegst nur dein Scheit
an dieser steinernen Unerbittlichkeit.

Siehe, nun hat dein Schlag die Höhle entblößt,
aus der ein Natterkopf dir entgegenstößt.

Züngelnd vor dem verschütteten Brunnenschacht
hält das Gezücht höhnisch die böse Wacht.

Was sich in Tiefen der Seele sickernd verlor,
steigt es als Grundwasser niemals wieder empor?

Bleibt in den Höhlen der Augen die Leere, der Brand?
Treten die Tränen nie mehr über den Rand?

AUF DEM ARARAT

Die Brunnen brachen auf im großen Grund,
dazu des Himmels Fenster. Die Gewalten
der Wasser alle fanden sich zum Bund,
auf Erden grauenvoll Gericht zu halten.
O große Flut, Alptraum aus Kinderjahren,
Sintflut des Leids, wir mußten dich erfahren!

Sechs Jahre Flut! — Da, auf den Ararat
setzt sich die Arche, krachend im Gefüge.
Dann Stille. Ist der Würger wahrhaft satt?
Ist dieses Schweigen Hinterhalt der Lüge?
Und die wir lang umsonst nach Worten strebten,
nun stammeln wir: „Daß wir es überlebten!“

Der Flut Gewoge um den Gipfel bleibt.
Noch läßt der Erde Grund sich nicht erloten.
Und doch hinaus ins Ungewisse treibt
das bange Fragen, die verführten Boten,
daß es an guter Kunde sich erlabe. —
Mißtönig krächzt der heimgekehrte Rabe.

Und auch die erste Taube sieht kein Land,
zum Ruh'n keinen Ort, muß heimwärts hasten.
Verflogne, sieh die ausgestreckte Hand,
du Müde, in der Arche magst du rasten!
Nun rüste du zum Flug, du zweite Taube!
Du bringst den Ölzweig heim, so sagt der Glaube.

Im Warten treibt uns vorgefühltes Weh
des Abschieds zu dir hin, du scheue Dritte.
Du warst uns vor den Schwestern lieb von je,
und dennoch, Zärtliche, hör unsre Bitte:
Entbreitest du zum Flug einst dein Gefieder,
so bleib uns fern, komm niemals, niemals wieder!

DIE NACHT AUF DEM FELDE

Tritt vor die Tür und horche in die Stille,
die lügnerische Stille dieser Nacht!
Wo ist nach solchem Kampf der gute Wille,
dem die Verheißung Frieden zgedacht?
Es hat sich fern zu elendem Verderben
der Zug der Ausgetriebnen aufgemacht.
Die Schreie derer, die am Wege sterben,
erstickt die Schwärze der unheiligen Nacht.

Dies ist auf freiem Feld die Nacht des Grauens,
der Armen Nacht, die ohne Herberg sind,
das große Grab des sinkenden Vertrauens,
die Nacht im Schnee, die Nacht im eisigen Wind,
Nacht, da das Herz den Hungrigen erschauernd
sich bis zum Rande mit Verzweiflung füllt,
und in des Himmels letzter Ferne trauernd
der letzte Stern sein Angesicht verhüllt. —

Gott, du kannst Herzen wie die Bäche lenken.
Gib, daß wir hirtengläubig in das Bild
der Mutter mit dem Kinde uns versenken
und in das Wort aus Engelsmunde mild!
Die frohe Botschaft denen zu erstatten,
die auf dem Feld sind, war Gebot des Herrn,
und die kein Dach zu ihren Häupten hatten,
sahen in heiliger Nacht zuerst — den Stern.

HERBST DES JAHRES 1945

1. *Eschatologische Schauer*

Wir haben des Propheten Wort vernommen
und schlugen seine Mahnung in den Wind:
Wenn nun die Greuel der Verwüstung kommen,
so dürfen, die in deutschen Landen sind,
in Städten, Dörfern, Weilern nicht verziehen,
dann gilt es, auf die Berge zu entfliehen.

Wer auf dem Dach ist, steige nicht hernieder
und mache nicht im Haus sich noch zu schaffen;
wer auf dem Feld ist, kehre sich nicht wieder
der Heimstatt zu, um Kleider zu erraffen!
Und weh den Frauen, die in solchen Zeiten
zu ihrer schweren Stunde sich bereiten!

Mög alles nur im Winter nicht geschehen!
Die kleine Mildrung wird vielleicht gewährt.
Es ist zu spät, den Freispruch zu erlehen,
wenn schon das Richtschwert flammend niederfährt.
Und unerbittlich bleibt das Urteil stehen:
Die Welt wird namenlose Trübsal sehen.

2. Verheißung des Advent

Nach den Tagen, die von letzten Dingen
tief im Herbst die strenge Kunde bringen,

Worten, die wie mit Posaunenklängen
horchende Gewissen hart bedrängen,

nach der Folge schrecklicher Gesichte
von Verwüstung und vom Endgerichte,

taucht die Welt in Stille, und ein milder,
grauer Schleier deckt die grellen Bilder.

Fern in Stille unter grauen Schleiern
will das Leben seine Wandlung feiern.

Wer erwacht ist, hört mit tiefem Staunen
schon die Nächte von der Heimkehr raunen.

Glockensummen überdeckt das leise,
erste Klingen einer Kinderweise.

Zeitliches hat uns die Zeit genommen.
Ewiges verheißt sein Wiederkommen.

In die Stille fragt mit frohem Bangen
unser Herz: „Wie soll ich dich empfangen?“

3. *Das Wunder der Geburt*

Unsre Trübsal war ohne Maßen.
Unser Schrei kam aus tieftiefer Not.
Aber schon einmal auf endlosen Straßen
irrte ein Volk nach des Kaisers Gebot.

Tage voll Mühsal und Nächte im Freien,
Elend derer, die Willkür schlug!
Das war die Zeit auch, Wehe zu schreien
über den wimmernden Weibern im Zug.

Dennoch stand schon mit seinem Scheine
hinter Wolken der Stern bereit.
Unter den Wankenden war die reine
Magd Maria gebenedeit.

Noch im Schmerz des strachelnden Fußes,
in der Beschwerde, in jedem Verzicht,
blieb als Nachglanz des englischen Grußes
seliges Lächeln auf ihrem Gesicht.

Wehruf der anderen! Ungezählte
fühlten sich unter den Fluch gestellt.
Aber es trug die Eine, Erwählte,
in ihrem Schoße den Heiland der Welt.

AMPHION

Wenn der Sänger über Thebens Leid sich neigt,
wird das Herz ihm schwer, und die Leier schweigt.

Was er einst dem Volk am Feierabend sang,
wird ihm zur Beschämung, war ein mässiger Klang.

Weithin über Trümmer trägt die trübe Schau,
und die Not gebietet: Auch Gesang sei Bau!

Sei *ihm* Zwillingsbruder, den die Mühsal brennt,
Sänger, fühl von Zethos nie mehr dich getrennt!

Wenn der Schwerbeladne keuchend Steine trägt,
muß die Seele dessen, der die Leier schlägt,

solche Macht gewinnen, daß auf ihr Gehe
toter Stein um seinen Ort im Plane weiß.

Zauber Macht der Töne! Der beseelte Stein
fügt sich selbst gefüge in das Bauwerk ein. —

In die Seele greift uns, Theben, dein Geschick.
ber Trmmerhalden endlos geht der Blick.

Zethos sind wir alle. Zethos, trag den Stein!
Sänger darf hinfort nur ein Amphion sein.

Die griechische Sage erzählt von den Zwillingsbrdern Amphion und Zethos, Söhnen des Zeus, die sich vorgesetzt hatten, Theben mit einer Mauer zu umziehen. Während Zethos die Steine herzutrug, schlug der Sänger Amphion die Leier, und so groß war die Gewalt seines Gesanges, daß sich die toten Steine wie plötzlich beseelt von selbst zum Bauwerk zusammenfgten.

AUS FERNEN IST EIN RUF AN MICH ERGANGEN

DER WALDRAND

Feierabendstille! Auch das Hämmern
ferner Dengler hat nun aufgehört.
Überm Dorfe wächst das weiche Dämmern,
und die Sommernacht ist ungestört.

Hier am Weg die Stelle, wo vorzeiten
stets um diese Stund ein Knabe stand.
Jenseit mondes heller Wiesenbreiten
fand sein Blick den schwarzen Waldesrand.

In den Augen brannte ihm ein Beten:
„Gott, nun mach dies halbe Leben ganz!
Laß Erfüllung auf die Wiese treten,
zeig am Waldrand mir mein Glück im Glanz!“

Heut wie einst! Wer kann dies Sehnen stillen?
Regt sich Gott am Waldesrande schon?
Das verstreute Singen vieler Grillen
wird ein einziger hoher Geigenton.

Und das Schauern aller fernen Bäume
geht wie einst erwartungsschwer ins Blut.
Doch es wahren alle Waldessäume
immer noch ihr alt Geheimnis gut.

Was im kühlen Hauch der Nacht ich finde,
ist es nur der Ruch von frischem Heu?
Ahnungen der Verwandlung treibt im Winde:
einer Welt Gestalt verweht und fügt sich neu.

Gilbendes und ausgereiftes Leben
Wird zu höherm Anfang wieder Keim.
In den Schoß, der es dem Licht gegeben,
ins Geheimnis sinkt es wieder heim.

Birg dich drüben in den Waldesschatten,
du geheimer Gott! Ich will nichts *mehr*.
Schweig nur über die gemähten Matten
deine Schöpferträume zu mir her!

DER KREIS

Aus Fernen ist ein Ruf an mich ergangen.
Er liegt mir noch im Ohr; es war kein Wahn.
Nun bin ich unterwegs, und mein Verlangen
treibt mich dem Rufer zu auf dunkler Bahn.

Und meine Hand faßt keine, die in Gnaden
mich hinreißt über Zaudern, Scham und Schuld.
Wer gibt die Unbeirrtheit der Geraden,
wer gibt mir ihres Stürmens Ungeduld?

Ich dränge an durch Nacht und Sonnenbrände.
Doch baut der Rufer boshaft alle Zeit
dem Wég der Liebe unsichtbare Wände,
und immer bleibt er mir gleich nah und weit.

So hält er mich auch dann, wenn die Empörung
in den gesetzlos leeren Raum mich treibt.
Dann will ich Freiheit, Abkehr, will Zerstörung,
und weiß, daß er so nah wie fern mir *bleibt*.

Und da ich *nun* Gehorsam fromm besinne,
nun der Empörer in mir Willkür denkt,
werd ich des selig großen Wunders inne,
das meine Bahn in ihren Anfang lenkt.

Und habe ich auch nur mich selbst gefunden,
seh ich die Güte doch, die stets mich band,
und weiß, daß meine Bahn in bösen Stunden
noch in der Gnade des Gesetzes stand.

Willfahre nie, o Rufer, meiner Bitte;
tu frechem Zudrang nicht das Wesen kund!
Unnahbar bleib im Heiligtum der Mitte
und wirke Segen ins geschlossne Rund!

GLÜHWÜRMCHEN

Glühwurm zieht in der Sommernacht
um einen Strauch die Bahn.
Glühwürmchen, deines Leuchtens Macht
lebt nur in deinem Wahn.

Umspinne deine kleine Welt
mit tausend Flügen dicht
und meine: sie sei aufgehell't,
steh ganz in deinem Licht!

Stets in den Raum, dem du enteilst,
stürzt neues Dunkel ein,
und nur das Blatt, darauf du weilst,
liegt halb in fahlem Schein.

Du Glühwurm Mensch! Wenn deiner Macht
vermessner Traum zerrann,
sei still! Kurz ist die Sommernacht.
Gott dämmert schon heran.

DIE SANDUHR

Ob der Augenblick mir strenge,
ob er milde mir gesinnt:
immerdar durch seine Enge,
seine Schnürung rieselt, rinnt
haltlos Sand der Zeit hernieder
an der gläsern glatten Wand.
Alles schwindet, nichts kehrt wieder.
Unaufhörlich stürzt der Sand.

Hält ein Strudel schon der Neige
hoffnungslos das Endgericht?
Herz, im großen Bangen zeige
deine größte Zuversicht.
Was entgleitet und hier oben
sich verliert wie Spuk und Traum,
ruht gesammelt, aufgehoben
mir bereit im untern Raum.

DER HIMMEL IST UNTER UNS

Was mühen wir uns, arme Akrobaten,
der Zeltfirst nah in Tauen und Gestänge?
Ist uns ein Schwung, ein kühner Sprung geraten,
so hören wir verworren Beifallsklänge.

Die unten sich in ihre Sessel lehnen,
es kommt in ihren düstern Kopf kein Dämmern
vom Schmerz in unsern Muskeln, unsern Sehnen,
von unsres Herzens qualvoll wildem Hämmern.

Ich will mich nicht mehr um die Gaffer härmen,
die ihre Arme wohlig-träg verschränken.
Es freut mich nicht mehr, wenn sie Beifall lärmen,
und selbst ihr Zischen könnte mich nicht kränken.

So werd ich frei. Wo sind noch Widerstände,
wenn Ruhm nicht reizt, Schmährufe nicht verletzen?
Nun lös ich sorglos die verkraupften Hände
und weiß im Sturz von den bereiten Netzen.

Gequälter Mensch, wirf dich ins Unbekannte,
gib nach der Schwere, füg dich dem Gesetze
und wisse: um das Rund der Erde spannte
der gute Gott des Himmels blaue Netze.

DER GROSSE SÜNDER SPRICHT:

Himmel, Höhe, Gott im Licht!
Steil lauf geht der Flug zu Gnaden.
Tiefe, Teufel, Sturz, Gericht!
Ewig nimmt die Seele Schaden.

Wenn die Seele ihren Schrei
heimwehkrank zum Himmel sendet,
packt den Leib die Raserei
eines Sturzes, der nicht endet.

Und ich fiel äonenlang,
fiel durch unermessne Weiten.
Wider dieses Sturzes Zwang
weiß kein Beten mehr zu streiten.

Grauensvoll! Nun sprühen gleich
um mich Höllenbrände Funken.
Wunder! Ich bin kühl und weich
tief in Gottes Schoß gesunken.

Gottes Schoß ist groß und frei,
harrte mein seit Ewigkeiten;
und es kann an ihm vorbei
nichts in die Verdammnis gleiten.

DAS NEUGEBORENE

Kind, du Kind! Wir möchten dich bewahren
vor Gefahren, die wir auf der Fahrt
unsres Lebens schmerzlich einst erfahren.
Unsre Irrsal bleibe dir erspart!

Und so wähnen wir, versorgte Toren,
unser Kompaß bürge für dein Wohl.
Doch ein Neues ist mit dir geboren:
eine andre Welt mit anderm Pol.

Das Gesetz in dir muß dich bewahren,
wenn du einmal an dein Steuer trittst.
Aber keine Küste ist erfahren,
eh du nicht an ihren Fiebern littst.

Niemand kann Erfahrung weiterreichen,
wie man einen Ring vom Finger streift.
Segen, Kind, wenn früh mit sichern Zeichen
dein Gesetz dir so entgegenreift,

daß *dein* Leben, dies, *dein* Abenteuer
in Vereinzelung sich nicht genügt,
daß es fromm und dienend sich als treuer
Helfer in den Weltplan Gottes fügt!

DER UNBEHAUSTE

Ihr meint: hier müßt ich ein Haus mir bauen,
sehr hoch und weit.

Ah, Ziegelbrennen und Balkenhauen
will lange Zeit.

Was mir geziemt, ist leicht aufzutreiben:
ein Dach, eine Schütte Stroh.

Ich denke nur eine Nacht zu bleiben,
und immer war's so.

Wohl sind sie schön, die Plätze und Gassen
an diesem Ort.

Aber früh, wenn letzte Sterne verblassen,
ist „Aufbruch“ mein Wort.

Wie sollte ich hier ein Haus mir bauen?

Mein Ziel ist weit.

Ziegelbrennen und Balkenhauen . . .

Die Zeit, die Zeit!

COINCIDENTIA OPPOSITORUM

Ein Riß geht durch die Welt bis zu den Schlünden,
wo der Verneinung böse Feuer sprühen.
Wir sollen Spruch und Widerspruch durchglühen
und auf dem Amboß sie zur Einheit bünden.

Dies Schmiedewerk wird unsre Ehre künden.
Dem deutschen Geiste ward gesetzt, vom frühen
Beginn des Tags in heißen, heiligen Mühen
bis hin zur Nacht die Gänze zu begründen.

O deutsche Mühsal! Fröstelnd in den Kammern
stehn Werker auf und schließen ohne Jammern
den Riß der Welt mit ihren ehrnen Klammern.

Und geben diese Welt zuletzt, gespalten
durch Menschenschuld, und doch in eins gehalten,
dem Schöpfer heim. Der wird des Heilens walten.

EWIG

Was kann der sagenhafte Gott uns geben
als Trost, wenn alles ins Vergehen treibt?
Er sei verworfen! Laßt den Blick uns heben:
die Wirklichkeit der ewigen Sterne bleibt.

Doch einmal kann bei heiterem Verweilen
mit Freunden in der späten Sommernacht
das Grauen des Vergehns dich neu ereilen.
Es fiel ein Stern — und da wird laut gelacht.

Da fiel ein Stern! — „Fiel er?“ fragt einer heiter,
„es fallen viele Sterne im August.
Was soll uns das?“ und das Gespräch geht weiter,
und weiter geht das Lachen und die Lust.

Bedenkt es doch: Was einmal noch erglommen
in einem letzten Streifen fahlen Lichts,
hat auch den Ruf: „Du ewiger Stern!“ vernommen
und stürzt nun doch zerstäubend in das Nichts.

Was ist denn ewig? Hin- und hergerissen
irrt deine Sicherheit von Ort zu Ort,
ist heimatlos und sucht im Ungewissen
als neues Obdach sich ein neues Wort.

Und immer stehst du vor verschloßnen Türen,
und alle neuen Worte grinsen kalt.
Was willst du weiter durch die Sprache spüren?
Es bleibt nur eines noch; doch es ist alt.

So wie die Tür des Vaterhauses alt war,
die, wenn im Sommer jäh Gewitter kam,
wenn Buben dich verfolgten, wenn es kalt war,
dich, immer offen, ins Geborgne nahm.

Dein heimatloses Ewigkeitsverlangen
bricht in das alte Wort ein, und du meinst,
daß deiner Mutter Arme dich umfängen.
Und wieder sagst du: „Ewiger Gott“ — wie einst.

BOTENTREUE

Ich sehne mich nach Demut tief,
ich möchte still sein und nichts fragen,
als treuer Bote diesen Brief
zum unbekanntem Herren tragen.

Der einsam stille Weg hat nun
die freche Neugier aufgewiegelt.
Die rät Gewalttat. Soll ich's tun?
Tu's nicht! Der Brief ist schwer versiegelt.

Ich halt ihn prüfend vor das Licht,
mit kleiner List mich zu belügen.
Der Sinn der Botschaft aber spricht
mir nicht aus wirren, dunklen Zügen.

Und plötzlich jagt die brennendrote
Beschämung über mein Gesicht.
Was spähst du, ungetreuer Bote?
Geh deinen Weg und frage nicht!

Birg Botschaft, die du nicht verstehst,
getreu in deines Mantels Falten!
Die Majestät, zu der du gehst,
wird dir den Lohn nicht vorenthalten.

Umsonst! Und aber mir entzweit,
bespähe ich den Brief aufs neue;
und höre doch: mein Tiefstes schreit
nach Einfalt frommer Botentreue.

IM BUNDE MIT GOTT

Oft im Erwachen fühlst du mit Beschämung,
wie sehr der Traum in trüben Tiefen wühlte,
wie er mit Unrat deinen Strand bespülte,
und es bekriecht dich schlangenkalt Lähmung.

„So ist denn alles klägliche Verbrämung,
was ich im Wachen wollte, dachte, fühlte,
und unten glost die Gier, die ungekühlte,
und alle Kraft geht hin an ihre Zählung?“ —

Ein trüber Traum wird nimmer zum Vernichter
dem, was du in dir formst. Sieh, es wird lichter!
Das Werk der wachen Stunden prüft dein Richter.

Was du im Bund mit Gott seit Ewigkeiten
gewollt hast, kann im flüchtigen Traum der Zeiten
dir nimmer ganz und heillos mehr entgleiten.

WAS WEISS DER STROM VON MEINEM ZIEL?

Und immer, wenn der Tag als Feuer
über den Rand der Erde quillt,
greift meine Hand dem Schiff ans Steuer,
wähnt das Geschick sich gleichewillt.

Doch stets, wenn Nacht mit ihrem Raunen
erstickt, was tags mir Leitwort war,
lös ich die Hand, reiche dem Staunen
das Opfer meiner Klugheit dar.

Verborgene Strömungen belachen
die Wendung, die das Steuer nimmt,
und spielen mit dem schwanken Nachen,
der auf des Wunders Woge schwimmt.

Hände, die sich ums Steuer krallten,
falten sich über dem weisen Spiel
der Mächte, die in der Tiefe walten.
Was weiß der Strom von meinem Ziel?

Lern Demut, Mensch, und rühm die Gnade,
wenn *doch* im Sturm dein Schifflin bleibt
und einst geborgen ans Gestade
der langverlorenen Heimat treibt.

ABENDMAHL

Brich mir *dein* Brot! Reich *deinen* Wein!
Laß mich das Herrenmahl finden!
Knechtische Speise bild ich mir ein,
wandle sie immer ins eigene Sein,
kann mich mir selbst nicht entwenden.

Licht von der Tafel der Wandlung, erlisch
nicht im beharrenden Düster!
Wein werd nicht schal und das Brot bleibe frisch!
Ordnung der Liebe hüte den Tisch!
Herr, bin ich der Verwüster?

Brot bleibt frisch und der Wein wird nicht schal,
bis wiederkehrt, wer entwichen,
bis das Erbarmen sich neigt seiner Qual,
bis linde Hand das Verrätermal
auf schamdunkler Stirne gestrichen.

Überdruß! Ekel! Der Mund aber schlingt
immer noch Meines ins Meine.
Reiche mir, Gott, was mich weiterbringt,
reiche mir, was mich hinüberzwingt,
jung und verwandelt, ins Deine!

HEILIGE

Immer droht ein Drachen. Nur Sankt Jürgen,
der im Schlafe noch sein Schwert umgreift,
kann für unser armes Leben bürgen,
wenn das Untier durch die Saaten schweift.

Heiliger! Es haben deine Siege
zeitliches Verderben abgewandt.
Immer aber liegt in einer Wiege
kindesschwach, was Gott zu uns gesandt.

Vor der hohen Ohnmacht braust der schlimme,
stolze, hochgeschwollne Zeitenfluß.
Immer ruft des Ewigen Kinderstimme
nach dem heiligen Christophorus.

LICHT ZWISCHEN ZWEI DUNKELN

Über unsern Weg an dieser Stelle
fällt der schmale Streifen einer Helle,
einer sieht dem andern ins Gesicht.
Alles ist aus frühern Dunkelheiten
in die andern ein Hinübergleiten.
Warum geht ihr lärmend durch das Licht?

Eifernd preist, wer den Verrat nicht scheute
an der alten Nacht, das neue Heute,
das ihn freundlich in die Helle hebt.
Was im Lichte liegt, ist das Begehrte.
Was die weise Dunkelheit ihn lehrte,
ist vergessen und wie nie gelebt.

Glaubst du, daß sich alles jetzt entscheide,
daß sich alles kläre, weil wir beide,
du und ich, jetzt, hier im Lichte gehn?
Was wir fanden in der kurzen Helle,
mög es morgen an der schwarzen Schwelle
vor der andern Dunkelheit bestehn!

TÖRICHTE ZUVERSICHT

Meine Jahre fliehn von hinnen.
Jugend sagt: „Ein alter Mann.“
Aber immer noch dies Sinnen:
Einmal muß es recht beginnen,
einmal fängt mein Leben an.

Manchmal zeigt mir wache Helle
nah das Ende schon der Bahn.
Traum, bleib du mir Weggeselle,
blüh, du rote Immortelle,
stärke mich, du süßer Wahn!

Sicher sind mir: letztes Linnen,
Grabgeläute, Priesterwort.
Und doch: „Wann wirst du beginnen,
wahres Leben?“ fragt tiefinnen
eine Stimme – immerfort.

EINSAME SAITE

Schlaflose Sehnsucht zum Heil
fliegt dem entfliehenden Sterne
aus meiner Hand wie ein Seil
nach in die nächtliche Ferne.

Siehe, da hat sich mein Seil
um einen Sternzack geschlungen!
Wurf, du verwegener, Heil!
Bist du mir dennoch gelungen?

Wehe, der Fliehende strafft
streng mir das Seil in den Händen!
Meine versagende Kraft
will er verhöhnen und schänden.

Aber der nächtliche Wind
kommt mir als Trost aus der Weite.
Einmal rührt er gelind
an meine bebende Saite.

Einmal vor Ende noch bringt
lebender Hauch sie ins Schwingen,
einmal, eh sie zerspringt,
muß sie Erfüllung mir singen.

Schlaf, meine Sehnsucht! Von fern
ruft schon der Tag mich zu Taten.
Siehe, ein fliehender Stern
hat sein Geheimnis verraten!

HEIM INS GROSSE HERZ

Tief in jedem Abschied ruht
einer Rückkehr Keim.
Jedes Herz verstößt sein Blut,
holt es wieder heim.

Und ein ewiges Herze gut
treibt von Anbeginn
alle Zeit als rotes Blut
durch den Allraum hin.

Warf an öden Strand dich einst
eine Woge Zeit,
wo du zu vergehen meinst
vor Verlassenheit,

Lausche! Anderes Gewog
schäumt schon heimatwärts,
schwillt und rauscht und trägt dich hoch
heim ins große Herz.

AHNEN DES EWIGEN TAGES

Das ist so schön zu denken,
das macht so wunderfroh:
Obwohl sich Nebel senken,
muß sich doch irgendwo
das Rot, darin noch eben
die Abendsonne schwamm,
als Morgenrot erheben
ob andrer Hügel Kamm.

Ich ruh im Hafen, Ruder
und Boot zur Nacht verwahrt.
Der ferne Menschenbruder
rüstet zur Tagesfahrt.
Und andre Hände fassen,
was mir der Schlaf entzieht.
Kein Werk steht je verlassen;
was werden muß, geschieht.

Wie töricht war mein Bangen,
und dünkte mich so klug!
Aufbruch und Heimgelangen
der Sonne ist nur Trug.
Sie weiß nur eines: Klarheit,
die nichts verdüstern mag.
Sie wohnt in ihrer Wahrheit;
sie kennt den ewigen Tag.

GÖTTER, UND DOCH WAR ICH TREU

DER AUFTRAG

Hast du des Auftrags Tiefe ausgelotet,
so nimm das Saatgut aus derselben Hand,
die dir das Leinen um die Hüften knotet.
Du bist in Pflicht genommen. Such dein Land!

Schön steht die Morgensonne dir im Rücken.
Gleich deinem Schatten geht dir riesengroß
Hoffnung voran, die Erde zu beglücken,
mit Saat zu segnen ihren offenen Schoß.

Wo ist das Land? Die Sonne steigt auf Stufen
der Stunden steil aus ihrem Morgental.
Wo ist das Land? Du möchtest widerrufen,
der Auftrag deines Herrn wird Fluch und Qual.

Du bist der Unverhoffte. Hier, die Wildnis
liegt unbereitet, ohne Sehnsucht, stumpf.
Schwindender Hoffnung wird ein böses Bildnis
in deines Schattens kläglichem Geschrumpf.

Wer hat des Auftrags Marter ausgeklügelt,
zu säen, wo kein Pflug die Scholle brach?
Vor dir kein Hoffen, das den Fuß beflügelt,
und zaudernd selbst schleicht dir dein Schatten nach.

Nun taumelst du auf ungebahnten Wegen,
die alle hart und ohn Erbarmen sind,
dem Untergang der Sonne schon entgegen
von rotem Lichte und von Tränen blind.

Doch endet einst der Pfad an einem Sprunge
des schroffen Felsens tief hinab ins Meer,
so streue deine Saat in weitem Schwunge
dem Sturze nach und sä dein Leinen leer!

Und wisse, wenn die goldnen Würfe schwirren,
aufleuchten, sinken, nutzlos untergehn,
nun will der düstre Unsinn sich entwirren:
Sämann, Gott wollte deine Mühsal sehn.

Gott wollte sehn, wie du dich überwindest.
Und die Gebärde gilt vor ihm als Tat,
wenn du durch sie am Abend heim dich findest
zum Glauben an den Sinn verlornen Saat.

DER STEIN

Lag ich ruhig nicht in meiner Schwere?
Blinde, ungelenke Wünsche tasten
hierhin, dorthin nun, und stets ins Leere.
Ach, was soll's? Ich kann nur schwer sein, lasten.

Wenn aus dieser Unruh meinem Willen
doch die schmetternden Befehle kämen!
Immer aber sagt sie mit der stillen,
dunklen Stimme nur: Du sollst dich schämen!

Alles wird der Schwere ihresgleichen.
Scham noch wird als Mehr ihr zugeschoben.
Ist dies neue Ungenügen Zeichen,
daß des Meisters Hand mich aufgehoben?

Schäm ich mich so sehr der eignen Bürde,
weil ich stumpf die Hoheit seiner Hände,
ihrer Regsamkeit und Schöpferwürde
durch Beharrung widerwirkend, schände?

Aber da die Hände mich umspüren
und Verworfenem nicht wiedergeben,
kann der Meister mich zum Schlußstein küren
und mich selig in die Gnade heben.

Wenn die Wände, die sich hilfreich neigen,
meine Last verteilen und verstreben,
darf der Schlußstein feierlich im Schweigen
himmelstürmender Gewölbe *schweben*.

SCHWERE

Bleib, du meine schwere Seele, bleibe!
Hab Erbarmen! Fühlst du mich als Joch,
bist du Mühsal meinem müden Leibe,
und der müde Leib, er trägt dich doch.

Wolltest du ins Blau dich mir entziehen,
barg dein Anflug schon des Sturzes Keim.
Aus der Höhe mit versengten Schwingen
stürztest du noch immer in mich heim.

Deine eigne Schwere kann ich tragen;
aber nie mehr die Lawinenlast,
die du mit dem Sturz in frühern Tagen
aus dem Weltall losgerissen hast.

Bleib, du meine schwere Seele, bleibe!
Hab Erbarmen! Fühlst du mich als Joch,
bist du Mühsal meinem müden Leibe,
und der müde Leib, er trägt dich doch.

NEBELNACHT AM LÜBECKER DOM

Wo sind deine Türme, hochfahrende Zwillingsbrüder
am Tage, geblieben? Gabst du sie ungetrennt
dem Nebel zum Fraße? Müder und immer müder
schrumpft dein Gemäuer mutlos ins Fundament.

Ist dies das Ende? Das Ende! Nicht auszusinnen!
Tiefer sinken die Wände in stumme Qual.
Aufrechten Menschen den Zugang verwehrend ins Innen,
erdnah und flacher schon spannt sich das runde Portal.

Bald ist's versunken, und nie mehr erscheint es wieder.
Wer seine Stunde versäumt, bleibt ausgesetzt.
Alles zwingt die Natur auf die Kniee nieder;
dich auch, hochfahrende Seele, doch dich zuletzt.

Tiefer, Seele, hinab! Du wirst ohne Hoffen
mit dem Rest deines Stolzes vor solchen Nächten zum Spott.
Nur wie ein Spalt ist die letzte Zuflucht noch offen.
Krieche hinein in die Höhle zu deinem Gott!

DAS SCHWEIGEN

Schloß eine Faust mir den Mund?
Ist mir die Seele verdorrt?
Steigt es aus ihrem Grund
nie mehr ins blühende Wort?

Grau überstäubt mir der Gram
keimender Rede Gefild.
Schande erstickt mir und Scham
jedes erdämmernde Bild.

Bin ich zum Schweigen verdammt,
weil ich der Demut vergaß,
einmal mich, heilig entflammt,
göttlichen Auftrags vermaß?

Götter, und doch war ich treu.
Straft mich am irdischen Glück!
Gebt nur dem Büßenden neu
Vollmacht des Wortes zurück!

EINSAMKEIT

Wieder fühle ich mit heißem Schrecken,
wie mein Lebensgarten einsam liegt.
Keine Stelle in den hohen Hecken,
wo man leicht die Zweige seitwärts biegt
und hindurchgeht in den fremden Garten,
mit dem Nachbarn still im Dämmerlicht
friedevoll von fremden Blumenarten
an den fremden Beeten spricht.

Wie auf hohem Felsen muß ich leben,
wo der Raum umschritten ist im Nu,
Meine unbeengten Blicke schweben
froh am Tage allen Fernen zu.
Doch die Nacht! Nun müßt im Traume lächeln
der Gefährte, der im Arm mir liegt.
Seinem nahen, warmen Atemfächeln
bliebe meine Wange hingeschmiegt.

In mir selbst gefesselt und gefangen
steh ich nächtlich an der steilen Wand,
beug mich weit in namenlosem Bangen
über meines eignen Wesens Rand.
Müßt ihr andern auch euch also neigen?
Liegt es unter euch gleich schwarz und leer?
Sendet über brückenloses Schweigen
eure brüderliche Stimme her!

GESTÄNDNIS

Wer hat einst als Knabe Steine
umgewälzt am Weg und Raine,
wem ist das Gefühl vertraut,
aus Geschäftigkeit und Zaudern,
heißer Neugier, kaltem Schaudern
wunderlich in eins gebraut?

Flachgepreßt in fauliger Nässe
wirren Grases Totenblässe,
und Gewürm bewegt sich schwer.
Graue, lichtentwöhnte Schläfer,
irren ungestalte Käfer
ratlos, aufgestört umher.

Und der Stein, der schwer bewegte,
gleicht, da er sich seitwärts legte,
rückgeschlagenem Leichentuch.
Wie der Platz am Hochgerichte
nachts bei fahlem Mondeslichte
liegt die Stätte unterm Fluch.

Flüchtig Spiel der Lebensfrühe
ward des Tages stete Mühe,
unerbittlich ernst gemeint.
Will ich meinen Grund bebauen,
seh ich ihn voll Gram mit grauen
Ungeheuern neu besteint.

Dennoch! Diese, jene Blüte
reicht ich dar, und eure Güte
hat mir freundlich Dank gesagt.
Was mir spärlich doch gelungen,
ist dem Grauen abgerungen. —
Einmal, einmal sei's geklagt!

DER WIEDERGÄNGER

Mit den Nebeln treibe
ich im Nebelleibe,
wie an diese Stadt gebannt.
Ungewisse Lichter
fassen fahl Gesichter,
die ich damals wohl gekannt.

Damals, als ich lebte,
als der Grund noch bebte
und noch klang von meinem Fuß,
war ich ihresgleichen,
hatte auszuweichen,
tauschte Handschlag wohl und Gruß.

Heute: ungehindert,
nie im Raum gemindert,
gehen Menschen durch mich hin.
Schauern nur ergreift sie,
und ein Trauern streift sie,
bis ich weggetrieben bin. —

Wo kam dies Gesicht her?
Bin ich plötzlich nicht mehr
nur aus Nebeln ein Gespinst?
Er ist ausgebogen,
hat den Hut gezogen,
hat mich höhnisch angegrinst.

Oh, dies ist Verschwörung.
Schon ist die Empörung
den Gestörten aufgewacht.
Ich entfliehe, feige
such ich stille Steige,
suche ich die volle Nacht.

Wittrung warmen Blutes,
Ende meines Mutes!
Wo ist mein Gespensterstolz?
Fern aus einem Garten
höre ich den harten,
schweren Schlag von Holz auf Holz.

Wehe, es durchfährt mich.
Leben, ach, gewährt sich
nur, was ihm zu recht gehört.
Pfählt den Wiedergänger,
duldet es nicht länger,
daß er euch den Frieden stört!

GEBUNDEN

Bin ich an den Himmel angebunden?
Hängt die Erde mir am Fußgelenk?
Tag und Nacht in Trost und Hohn bekunden
alle Stunden mir: Du bist gebunden.
Bleib des dunklen Zwanges eingedenk!

Manchmal reißt es wie in Adlersfängen
schmerzhaft-süß und jäh mich himmeln,
daß im Ungestüm von seligen Klängen
mich der Tiefe Ruf nicht mehr bedrängen,
mir die Erde nicht gebieten kann.

Aber kaum, daß einer Stunde Muße,
Licht und Wohllaut mir den Sinn verwirrt,
hör ich wieder, wie als Ruf zur Buße
mondehin am wundgeschundenen Fuße
mir erbarmungslos die Kette klirrt.

Und es zieht die wieder streng Gestraffte,
die mein Sträuben immer noch zerbrach,
immer noch Gehorsam sich verschaffte,
ohne Gnade mich ins Nebelhafte
der verborgnen schweren Kugel nach.

VERSCHLOSSENE TÜREN

Großer Schwung von verborgenen Glocken
reißt in den seligen Taumel mich hin.
In jäher Stille, im plötzlichen Stocken
jagender Pulse, in Angst und Frohlocken
ahnt das Herz einen großen Beginn.

Wunder, o Wunder! Nun soll ich erfahren,
was sich den Sinnen und Worten entzieht.
Daß es sich hingibt in mein Bewahren,
daß es nach all den verlorenen Jahren
endlich, endlich dennoch geschieht! —

Stumpfe Ohren, dies leere Schwingen,
füllt es mir doch mit dem heiligen Laut!
Blöde Augen, euch wird's nie gelingen,
Kunde mir von dem Turme zu bringen,
der die ewige Stadt überschaut.

Wieder nur hat das Nieermessene
so meine Schwere zu rühren vermocht,
wie ein Kind an lange vergessene,
eisenbeschlagene, wetterzerfressene,
festgerostete Türen pocht.

RITTER VON DER TRAUERIGEN GESTALT

*(Vor einer Darstellung
des Don Quichotte von Hans Holtorf)*

Spricht unter bergenden Lidern
die Vision auf dich ein,
schweigt und weiß nichts zu erwidern
gemeiner Augenschein.

Sammlung nach innen und Wehrkraft
mehrt auch versiegelter Mund.
Nur der umklammerte Speerschaft
fragt in den steinigen Grund.

Alle, die wach geworden
für den Ruf und die Vision,
werken in deinem Orden,
Stifter du und Patron:

Müssen den Schild selbst schützen,
der sie bewahrt vor Gewalt;
und was sie müh-selig stützen,
gibt ihnen Halt.

IN DER KELTER

Während wir ahnungslos im mittagtiefen Frieden
des Weinberges ein sommerliches Rauschen
unseres Laubes und der Säfte Sieden
in täglich tiefer dunkelnden Trauben belauschen,
kommt Erntetag des Schicksals unvermutet,
da wir uns plötzlich in seiner Kelter finden,
da unter mißtönendem Kreischen aus Gewinden
die Traube ihr Verborgenes zum Lichte blutet.
Um uns rohe, spinnwebbehangene Mauern;
mittäglicher Dämmerung folgt frühe Nacht.
In verlassenen Weinbergen trauern
mit uns die falben Blätter und fallen sacht.

„Hingeben! Hingeben! Aber sich selber bewahren!“
mahnt arme Weisheit, markt und dingt.
Wehe uns! Wohl uns, daß wir in Schmerzen erfahren,
wie die Gabe des Ganzen gelingt!
Nur der Gemarterte, nur der Gepreßte
gibt das Letzte, gibt das Beste,
gibt, was bleibt.

Der uns durch Qualen treibt,
der uns das Letzte nimmt,
rüstet zum großen Mahle.
Unser Blut ist bestimmt
für die schönsten Pokale,
die edelsten Gäste,
das Fest der Feste.

IM ZWIELICHT

Welt, deine Weite war
als Buch mir lieb,
das Seit um Seite klar
die Güte schrieb.

Blatt, das von Qualen spricht
und Unheil groß,
liegt nun im fahlen Licht
dem Auge bloß.

Buch du, erliege nicht
dem Zwiegedeut!
Wirrsal in Zwiegelicht
wird, was es beut.

Was hat mich wund gemacht?
Ist Gott verstummt?
Bleibt er im Grund der Nacht
stets mir verummmt?

Schon in die Kammer graut
ein neuer Tag.
In meinen Jammerlaut
klingt Amselschlag.

Wenn du mir wieder scheinst
wie einst, Gestirn,
wenn du mich wieder meinst,
muß sich's entwirrn,

schweigt keine Zeile mir
der Gottesschrift,
dienen zum Heile mir
Gabe und Gift.

ENTZWEIUNG

Mutter, du hast meine Frühe
aus unsrer Eintracht gespeist;
aber in Mannsein und Mühe
rief mich mein Vater, der Geist.

Geist hat die späteren Tage
in die Entzweiung gehetzt,
und wie mit Schwanken der Waage
bin ich dir gegen gesetzt:

Dein Jubel ist meine Klage,
dein Stürzen ist mein Flug,
mein Schweigen ist deine Sage,
meine Wahrheit ist dein Trug.

Mein Suchen ist dein Finden,
dein Mangel ist mein Gut.
Dein Wachsen ist mein Schwinden,
deine Ebbe ist meine Flut.

SCHLAFLOSE NACHT

Hämmerlein, du toderschrocken,
rege dich; du darfst nicht stocken;
denk der Zeit und bleibe wach!
Wieder wälzen dir die Glocken
einen rohen Stundenbrocken
zum Zerhämmern ins Gemach.

Hämmerlein, du mußt dich eilen,
tausendfach den Block zerkeilen,
daß er überwunden liegt, —
Häuflein von Sekundenteilen —
ehe sich in ihren Seilen
wiederum die Glocke wiegt.

Zeit ist Marmor. Hoch zu bauen,
Götterbilder auszuhauen
mahnt sie uns seit je mit Macht.
Ach, ich könnte nur voll Grauen
rückgewandt den Schotter schauen
auf dem Weg durch diese Nacht.

Mühsal flüstert: „Immer, immer“;
die Erfüllung: „Nimmer, nimmer.“
Vor mir liegt die Qual der Zeit.
Hinter mir im Sternenschimmer
mit dem eingesprengten Glimmer
glänzt mein Weg zur Ewigkeit.

GEFANGENSCHAFT

Du verflogner Vogel, dränge
irren Fluges dich zum Licht:
Ach, das beinerne Gestänge
knickt die Flügel dir, der Enge
entkommst du nicht.

Immer bleibt dem bösen Zwange
deines Kerkers eingefügt
diese gleißend-glatte Stange,
die zur Rast mahnt, zum Gesange,
die dich belügt.

Ach, Gesang macht dich zum Narren.
Schweigen willst du, nichts mehr sehn?
Einmal werden wohl die starren
Türen weichen; doch im Harren,
was soll geschehn?

Sieh, da lockt die Stange wieder,
die dein Zorn so lange mied.
Krall dich an und laß dich nieder;
glätte eitel dein Gefieder,
sing noch ein Lied!

NAME WECHSELT, WESEN BLEIBT BESTEHEN

NACH DEM STURM

Wenn nach tagelangen Stürmen
sich die See beruhigt hat,
liegt auf ihr mit allen Türmen
das verklärte Bild der Stadt.

In der Freude wie im Leide
ist der Seele Grund zerwühlt.
Der Bestürmten werden beide
Flut, die hoch und höher spült.

Sturm braust hin. — Es kommt die Stunde,
da der Himmel sich erhellt.
Ruhig liegt am Seelengrunde
das verklärte Bild der Welt.

DAS GEBET DES TEICHES

Was ich sehne, stets vergebens,
was ich immer beten muß,
ist dies eine: Herr des Lebens,
wandle mich in einen Fluß!

Könnt ich mich des Wissens trösten:
aus der schauerlichsten Schlucht
weist ein Hang noch den erlösten
Wassern einst den Weg zur Flucht!

Und belüd mich jede Halde
gleich mit Schutt und eklem Staub,
würd ich auch in jedem Walde
halb erstickt von welkem Laub,

schleicht mein Wasser trüb und leise:
einmal öffnet sich die Bahn,
und am Ziel der langen Reise
steht mein Vater Ozean,

der vor meines Laufs Mißreine
nicht erstaunt und nicht ergrimmt,
und der alles still in seine
namenlose Tiefe nimmt.

DAS ALTE HAUS AM TURM
DER PETRI-KIRCHE ZU ROSTOCK

Gewaltiger, dir danken meine Mauern,
daß sie an deinen Quadern Stütze finden.
Nun können sie, geschützt, in frommen Schauern
die Ängste der Gebrechlichkeit verwinden.

Dir dankt das Wirrsal schiefgesunkner Fugen:
ob es gleich keiner mehr zur Glätte meistert,
steht mein Gemäuer, das die Jahre schlugen,
an deiner ewigen Jugend jung begeistert.

Dir dankt mein Dach, das schüchtern, bange, träge
zur Höhe nahm die sehnsuchtsvolle Wendung:
Du reißt es stark aus des Beginnens Schräge
lotrecht mit dir gen Himmel, zur Vollendung.

Ich gehe in dich ein. Du deckst die Blöße
mir mit dem Überflusse deiner Prächte.
Und so geadelt, rühm ich deine Größe,
und so geborgen, preis ich deine Mächte.

KERKER UND AUSWEG

Mit Menschenleibern wie mit einer Mauer
ist unser Dasein hoffnungslos umfängen,
und Gottes Freiheit weht in unser Bangen
fernher und fremd zuweilen nur als Schauer.

Die festgefügte Kerkerwand hat Dauer.
Oh, daß mich selbst mit allem Heimverlangen
die dunklen Mächte da ins Bauwerk zwingen,
wo es am schwersten wuchtet! Scham und Trauer!

Doch mitten noch im Schmähén auf die Tücke
der eignen Last, werd ich in jähem Glücke
zum Ausweg mir, bin ich die große Lücke.

Und durch mich selbst, frei, lächelnd, ohne Beben,
rücklings, geschlossnen Auges, hingegeben
sink ich hinüber in das andre Leben.

BEWACHT

Im Schwanken meines Gangs gleich ich dem Kinde,
das schwer um die bedrohte Schwebel streitet.
Wo ist die Hand, die starke und gelinde,
die Hand, in der ich meine Zuflucht finde,
die meine faßt und sicher mich geleitet?

Hält doch, wie eine Mutter immer schenkend,
die große Liebe meinem Leben Mitte?
Folgt sie, die griffbereiten Hände senkend
und meines Wegs Gefahren wohl bedenkend,
mir ungesehen nach bei jedem Schritte?

Und wenn ich strauchle, muß sie an sich halten?
Zuckt ihre Hand, dem Sturze zu begegnen?
Soll dies Alleinsein mit den Feindgewalten
die ungeübten Kräfte mir entfalten,
die Mühsal mir mit eigner Siegel segnen?

Wenn meines Stolzes Klügelin verhallen,
wenn Nebel fällt ins trügende Gelände,
dann hebt die Demut an, ihr Wort zu lallen:
Ich bin bewacht; ich kann nicht tiefer fallen
als einer großen Liebe in die Hände.

UNWANDELBAR

Zagend Herz, dich richtet streng der Tadel,
daß du schwankst im Wechselspiel des Scheins.
Dennoch teilst du mit der Kompaßnadel
nun und je den hohen, strengen Adel
unbeirrbaren Gerichteseins.

Zwar, dem Bösen ist *ein* Recht geblieben:
Geist der Wirrnis kann in wirrem Spiel
Richtungsnamen, auf den Rand geschrieben,
wechselnd deiner Nadel unterschieben;
aber unverrückbar bleibt das Ziel.

Seine List belacht der Wirrgeist heiser.
Aber da er noch an Namen dreht,
wird der Aufruhr schon der Nadel leiser,
und dem bessern Wissen traut der Weiser,
ob er gleich im Namen Satans steht.

Name wechselt; Wesen bleibt bestehen.
Was gerichtet ist von Anbeginn,
was die große Ordnung ausersehen,
zieht sie über Wandel und Vergehen
in ihr göttliches Gefüge hin.

ÜBERWINDUNG

Letztes, größtes Leid fügt nie
sich dem Dichtermund zum Singen.
Leid, daran die Herzen springen,
bannte keine Melodie.

Keiner zähmt den Todesschrei
je zum Dienste in Akkorden,
und ein Leid, das Lied geworden,
ist verwunden, ist vorbei.

ENDLICHE BESTÄTIGUNG

Von den Felsen stürzen allerwegen
die bestürzten Bäche mir entgegen.
„Kehre um, laß ab!“ so mahnt ihr Laut.
Da die Wasser endlos im Entsetzen
mir als Widerspruch zu Tale hetzen,
halt ich strauchelnd inne, und mir graut.

Was die Angst mir zuraunt und die Schwäche,
schwillt im Gleichklang mit dem Spruch der Bäche,
rühmt sich stolz als Stimme der Vernunft.
Hochmut war mein Aufbruch, doch die Laren
am verlassnen Herd im Tal ersparen
die Beschämung meiner Wiederkunft.

Nein! Ich muß die wahre Heimat finden,
gleißt das Eis auch wehe zum Erblinden
mir zu Häupten. Jenseits liegt mein Reich.
Einmal wird ein Wunder alles ändern,
und die Wasser an den Wegesrändern
klingen einst mit meiner Sehnsucht gleich.

Kindern gleich, die sich zur Ausschau drängen,
stürzen, stolpern sie von steilen Hängen
vor mir her in freudevoller Hast,
melden meine Ankunft schon im Tale.
Purpurn schäumt in die bereite Schale
schon Erfüllung für den späten Gast.

SEIFENBLASEN

I.

Schillernde Kugel, du hingehauchte
Vergänglichkeit! Am Rohre bebt,
schwillt und schwankt das erlauchte,
leichte Gebild und entschwebt.

Blühender Garten, zum Bilde gebogen,
hält er die hilflose Kugel umschmiegt,
die, von der stillen Sekunde betrogen,
im Wahn ihrer Dauer sich wiegt.

Mag sie zersprühen, die Welt des Scheines
auf siebenfarbenem Grund!
War von den Werken der Allmacht doch keines
je vollkommener rund!

II.

Seele, geheimnisvolle, unaussprechliche,
Hauch du, der von Gottes Lippen floß,
fühle, was dir geschah, wenn die zerbrechliche
gläserne Kugel sich wieder um dich schloß!

Seele, du immer unbehauste, preise
die arme Herberge der einen Nacht
mit festem Glauben als das Ziel der Reise,
wisse dich endlich behütet und heimgebracht!

Sammle dir innige Namen, grüße
die gütige Kugel mit blühendem Klang,
mühe um Worte dich mit dem linden Laut der Süße,
werde nicht müde in deinem Überschwang!

Morgen geht dir die bergende Hülle verloren.
Aber wenn sie wie andre klirrend zerbricht,
wird dir im neuen Hauch bald eine neue geboren,
und auch um sie spielt dies opalene Licht.

DER REGENBOGEN

Drohend liegt das Unheil auf der Lauer.
Immer stehn wir vor der Wetterwand.
Unsre Felder fürchten Hagelschauer,
das Gebälk des Hauses ahnt den Brand.

Bin ich mit dem Leben tief zerfallen,
daß ich also ohne Unterlaß
auf die Wolken weise, die sich ballen?
Spricht aus mir der Hader und der Haß?

Nein! Mich stellte Gott vor das Geschiebe
düstrer Wolken, daß auf ihrem Grund
hochgewölbt das Leuchten meiner Liebe
siebenfarbig zeuge für den Bund,

wie er selbst vor Zeiten nach dem Schauer
des Vergehns, der um die Erde lief,
als Verheißung einer schönen Dauer
seinen Bogen in die Wolken rief.

Weißes Licht kann nur auf Wolkengrunde
lebensvoll in sieben Farben sprühn.
Mag denn mein Gedicht als frohe Kunde
an des Lebens Wettermauern blühn!

WIPFELRAUSCHEN IM LUHNSTEDTER FORST

(Beethoven: Neunte Sinfonie, vierter Satz)

Horch! Es greift der Sturm zum Bogen,
setzt ihn an zu vollem Ton.
Fernher aus dem Westen wogen
dumpfe Melodien schon.
Im Gebraus von Riesengeigen
schwankt der Tannen Wipfelwelt.
Unten, auf verschwiegnen Steigen,
bleibt der Friede mir gesellt.

Wohl kann ich den Sang verstehen,
der mit himmlischer Gewalt
immer neu wie Atemgehen
Gottes schwillt und fern verhallt.
Dank dem Meister, der die schöne
Botschaft seinen Bässen schuf!
Aus dem Gleichklang ihrer Töne
steigt der Freude Werberuf.

Nur im Wald, der dem Verlangen
meiner Jugend Zeuge war,
nur wo Zuversicht aus Bangen
jeden Tag sich neu gebar,
nur wo noch gleich bunten Faltern
mich der Träume Schwarm umschwirrt,
klingt der Freude Ruf ins Altern
stark wie einst und unbeirrt.

Steig ich ausgestoßen nieder
aus umfriedetem Bezirk,
wird der Welt Musik mir wieder
ein verworren Tongewirk:

Knäuel kämpfender Gestalten,
Zornruf, Wehschrei, Waffenschall,
der verfeindeten Gewalten
tosender Zusammenprall.

„Freude, schöner Götterfunken . . .“
Sel'ger Sang, der Gott bezeugt,
dem sich einst, aufs Knie gesunken,
schweigend die Empörung beugt,
ach, im irdischen Bereiche
bleibst du Sehnsucht, Ahnung, Traum.
Erst des Todes herrschergleiche,
tiefe Stimme schafft dir Raum.

WIEDERSEHEN NACH VIERZIG JAHREN

So stark wir träumten, gleichen Weg zu wandern,
hat es mich *hierher*, *dorthin* dich getrieben.
Sahn wir uns um, war einem von dem andern
am Horizont verlornen Punkt geblieben.

Früh blieb der letzte Zuruf unerwidert,
und immer weiter, immer leerer dehnte
sich zwischen uns Getrennten ungegliedert,
herbstlich bereift, die Ebene der Jahrzehnte.

Was ist geschehn? Du kamst, und so verweile!
War nicht des einen Welt dem andern Thule?
Wirbelt die Zeit, die Spinnerin, in Eile
den Faden Ferne rückwärts von der Spule?

Wir müßten alles Unbedachte büßen.
Aus leisem Überschwang noch droht Beschwerde.
Sei still – und sieh den Spalt zu unsern Füßen!
So schmal er ist, er reicht ins Herz der Erde.

Der weißen Ebene ungezählte Meilen
sind steilen Sturzes in ihn eingegangen,
um zwischen uns die Erde zu zerteilen.
Und Ferne bleibt – und ist kein Heimgelangen.

Gib deine Hände! Mit den meinen schlagen
sie in Verschränkung diese schmale Brücke,
die viel zu schwach, ein schweres Wort zu tragen,
das Wort zumal von frühverlornem Glücke.

Das Schwebelächeln deiner Mädchenjahre,
o sende zur Begegnung es entgegen
dem leichten Mut, der mein war. So erfahre
den andern jeder spät und still als Segen.

Bald wird die Ferne, aus dem Lot gerissen,
der Ebene des Vergangnen heimgegeben.
Sehn wir uns nie mehr, werden wir ihn wissen:
ein jeder seinen Ort im andern Leben.

KLEINE WOLKE IM ABENDROT

Von den lastend schweren Massen
schwarzer Wolken mach dich frei,
kleines Wölkchen; magst dich fassen
und vom Winde treiben lassen!
Selig schwebst du nun vorbei.

Wirklichkeit wird nie erreichter
Freiheit wunderbarer Traum.
Immer loser und erweichter,
immer lichter, immer leichter
treibst du hin im blauen Raum.

Rote Sonne ist im Sinken,
und du bist ihr später Fund.
Röte, Reife darfst du trinken,
Wolkenrose, und dir blinken
Sterne schon im Kelchesgrund.

Eh die Nacht heraufgezogen,
— kleine Wolke du, vertrau! —
bist du aufgelöst, verflogen,
ohne Spuren aufgesogen
von dem makellosen Blau.

VON DER BERUFUNG SCHWEREM DOPPELSINNE

DIE VERSUCHUNG DES HANS BRÜGGEMANN

O Qual des Bildens! Wieder ist die Schneide
am spröden Eichenholze abgeglitten,
hinfließt mein Blut an Petri Faltenkleide.

Die Linke ist mir hundertfach zerschnitten.
Ich hab für müßiger Mönche Augenweide,
für Abtesitelkeit genug gelitten.

Und ob ich sorgsam jeden Fehlschnitt meide,
starrt überscharf der Zweifel am Gelingen,
daran ich täglich mir das Herz zerschneide. —

Ich höre Mönche das Te Deum singen.
Zur Weihe steht mein Altar aufgerichtet.
O, könnt ich dieses Tages Nahn erzwingen!

»Du kannst es, wenn dein Eigensinn verzichtet
auf eine Qual, die du dir selbst ersonnen.
Hoch steht dein Werk im Chore aufgerichtet,

der strengen Prüfung ins Gewölb entronnen,
und düstre Fenster halten aller Enden
mit hehlerischem Zwielflicht es umspinnen.

Mußt du denn, Tor, dein gutes Blut verschwenden,
um volle Rundung der Gestalt zu geben,
und könntest doch so leicht die Mönche blenden?

Ruf du das *Vorne* ins Gebild und Leben,
doch laß die ungesehenen Hintergründe
sich ihrem Schlaf im rohen Holz ergeben!« —

Versucher du! Wenn ich mich dir verbünde,
so naht sich mir, ins Nichtige umgelogen,
die ungeheuerlichste Bildnersünde.

Folg ich der Lockung, wer ist dann betrogen?
Ich bin den Bordesholmern nicht verpflichtet.
Mich hat mein Gott in seinen Dienst gezogen.

Vom ewigen Glanze schonungslos belichtet,
umprüft von Augen, die das Holz durchdringen,
steht einst vor ihm mein Altar aufgerichtet.

Gott, du mein Gott, sei gnädig, laß gelingen!
Gab ich dem Werk mich noch mit Vorbehalten,
sieh mich bereit nun, Alles darzubringen!

Brecht auf, ihr Wunden! Strömt auf die Gestalten,
die meine Hände aus dem Holze heben,
ström hin, mein Blut, gib, Herz, bis zum Erkalten!

Was liegt an mir? Das Werk, das Werk muß leben!

MADONNA AM PORTAL
DES STRASSBURGER MÜNSTERS

I.

Du siehst mich an aus weltentrücktem Sinnen,
und das Geheimnis deines Angesichtes
geht, Deutung heischend, mit mir in das Innen.

Als Zeichen der Erhöhung trägt dein schlichtes
Magdtum die Krone schon, und deine Linke
ist Sitz dem Sohne schon des ewigen Lichtes.

Doch der Erkorenenheit, die einst im Winke
des Engels aufstand, ist in deinem Knaben
schon vorbestimmt, daß sie am Kreuz hinsinke.

Und da die Brauen sich erhoben haben
zu frohgemutem Staunen, ist am Munde
den Tränenbächen schon ihr Bett gegraben.

Es kam dir früh die ahnungsvolle Kunde
von der Berufung schwerem Doppelsinne,
von Seligkeit und siebenfacher Wunde.

Daß dein bedrängtes Antlitz Stand gewinne
auf scharfen Graten, lebt es zwischen Zähnen
und einem seligen Lächeln mitten inne.

II.

Das Münster-Innen! Wenn die Schatten wähen,
wird hier aus kalten dämmernden Bereichen
kein Trost die lichtbegierigen Seelen nähren.

Und da die bunten Fenster fahl erbleichen,
so geben sie bis tief ins Aschengraue
vom Weinen der Madonna *ihre* Zeichen.

Noch dehnt der Raum sich tot ins Ungenau;
doch plötzlich brechen siegesfroh die Boten
herein vom Lächeln unsrer lieben Fraue.

Grundloses Wunder du! Nicht auszuloten!
Mit starker Farben vielgestaltem Sprühen
lobsingt das Licht bis in die Gruft der Toten.

Und den gelabten Augen sinkt das Mühen
des Erdentags nicht mehr ins Gnadenlose.
Sie heben sich und sehen in das Glühen

der großen, vollerblühten Wunderrose.

MADONNA IN BRESLAU

Hoch am Haus im Wirrsal alter Gassen,
wo die Menschen ohne Frieden sind,
steinern in den Giebel eingelassen,
steht das Bild der Mutter mit dem Kind.

Leer dies Mutterlächeln, leerem Schweifen
leiht sich die erhobne rechte Hand!
Dunkel bleibt, warum das Kind zum Greifen
diese törichte Gebärde fand. —

Plötzlich rauscht es aus dem Straßenstaube
taumelnd aufwärts bis zur Giebelwand.
Und zum Ruhplatz wird der grauen Taube
die erhobene Madonnenhand.

Hohes Wunder hat dem grauen Steine
diese graue Taube eingefügt.
Und das wirre Bildwerk kommt ins Reine;
in die Wahrheit wendet sich, was lügt.

Immer hat das Kind mit seinem zagen
Greifen um die Taube sich gemüht.
Immer hat die Mutter sie getragen,
immer hat ihr Lächeln so geblüht.

KLOSTERKIRCHE IN NIEDERALTEICH

Ein junger Bruder spielt die Orgel

Schwer und voll und Fundament geworden,
breitet er die ersten Klänge hin.
Aber dann: in lichterem Akkorden
drängt schon eines Steigens Anbeginn.

Immer sieht sein innres Aug den schönen,
prunkhaft-wirren, bunten Hochaltar.
Und er baut ihn noch einmal in Tönen,
und das Übermaß wird schlicht und klar.

Seine junge Inbrunst, fromme Qualen,
was er von der heiligen Mutter glaubt,
wie es sich in süchtigen Spiralen
an gewundenen Säulen höher schraubt!

Lächelnd halten in beschwingtem Reigen
Heilige und Engel sich gefaßt.
Und in ihrem mühelosen Steigen
gilt der Körper fürder nicht als Last.

Aus Gestaltenfülle hoch von beiden
Seiten greifen Arme in den Raum.
In der Richtung stetem Überschneiden
steigt der Blick und weiß sein Steigen kaum.

Die Musik folgt in barocken Böen
erst noch zögernd diesem kühnen Schwung,
und wird leiser in den höhern Höhen;
denn dem Bruder bangt, und er ist jung.

„Trägst du noch, mein ungeprüfter Glaube?“
zagt sein Spiel. Schon ist es nicht mehr weit
bis zum Gipfel, bis zur heiligen Taube
in dem Bilde der Dreieinigkeit.

Und es ist nun sehndem Verlangen
nach dem Letzten solche Scheu gemischt,
daß der letzte Ton im eignen Bangen
wie ein Funke demutvoll erlischt.

Doch er starb nicht, er ging ein ins Ganze
einer Glut, die leuchtet durch die Zeit.
Dieser Funke lebt im Strahlenkranze
um das Bildnis der Dreieinigkeit.

VOR DEM DENKMAL PLATENS IN ANSBACH

Und während du in Gluten standst und bebtest,
schiest du den Menschen unbewegt und kalt.
Sie schalten tot die Kunst, durch die du lebst,
und ohne Frucht, was dir als Liebe galt.

Sie sagen, daß du nicht den ungestümen,
den hingegebenen Sturz des Blutes kennst.
Sie wollen feilschend Form nur, Haltung rühmen;
sie sagen „Geist“ und meinen — ein Gespenst.

Doch formte hier am Mal der seherische,
gerechte Bildner so den linken Arm,
daß zwischen Arm und Achsel eine Nische
sich zärtlich auftat, herzensnah und warm.

Ein Schwalbenpaar kam suchend angefliegen,
ließ sich verlocken, fand die Nische gut.
In Schirmgebärde um das Nest gebogen,
liegt still der Dichterarm und trägt die Brut.

Die arme Kreatur hat dich verstanden.
Sie weiß es wohl: hier glüht ein heißes Herz,
und seines Schlages letzte Wellen branden
an unser Leben noch durch totes Erz.

MICHELANGELO IN DER NACHT

Laß mein Bild ins Freie,
du verfluchter Stein!
Des Gelingens Weihe
will nicht mit mir sein.
Den entsetzten Hammer
führt die blinde Wut.
Ach, in solchem Jammer
ist Zerstören gut!

Um mich zu betäuben
wie mit bösem Wein,
soll er hier zerstäuben,
der verfluchte Stein!
Fliehen mich die Sinne?
Wie mein Herzschlag dröhnt!
Taumelnd halt ich inne,
matt und unversöhnt.

Hoch und meinem Hassen
weltenweit entführt,
steht der Stein gelassen
noch wie unberührt.
Mit den kalten Wänden
wehrt er heißem Weh.
Und auf meinen Händen
glitzert Marmorschnee.

Noch in deinem Staube
blitzt die Hoheit auf.
Keinem kühnen Raube,
Flehen nicht und Kauf
wirst du dich ergeben.
Härte ist nicht mild.
Frieden, Blut und Leben
nimmst du für ein Bild.

CAMOËNS

1. *Schuldhaft*

Wie sich die Krämer ihren Hals verrenkten,
als mich die Schergen in den Schuldturm brachten!
Wie sie zusammenströmten, wie sie lachten,
zum Fest der Gaffer ihre Tücher schwenkten!

Noch besser freilich ist's, den frisch Gehenkten
in seinem letzten Zucken zu betrachten.
Doch soll man das Gegebne nicht verachten
und dankbar nehmen, was die Richter schenken.

Was kümmert euer Schuldturm mich, Gelichter!
Am Anfang seines Lebens stieß den Dichter
in andre Schuldhaft schon ein anderer Richter.

Stets bin ich meinem Werk in Haft geblieben.
Ich habe *seine* Forderung unterschrieben,
und ohn Erbarmen wird sie eingetrieben.

2. *Verbannung*

Maßt ihr euch an, den Dichter zu verbannen?
Die Sprache, darin ich mein Werk verrichte,
macht mir kein wüstes Afrika zunichte.
Ich trug in ihr das Vaterland von dannen.

Das ganze, große Vaterland umspannen
die Laute dieser Sprache. Im Gedichte
stieg es aus jedem Dunkel mir zum Lichte,
blieb ganz und fest, wie Jahre auch zerrannen.

Was liegt am Staube, den wir nach dem Treiben
des Tages müde von den Schuhen reiben?
Ist er *euch* Vaterland, so mag er's bleiben.

Ich trag es um die Erde als ein Singen.
Raubt mir die Zunge! Laßt mein Ohr zerspringen!
In meiner Seele wird es weiterklingen.

3. Schiffbruch vor Goa

Das Schiff versank. Ich bin ans Land geschwommen
mit einem Arm. Der andre trug erhoben
die Handschrift durch der Brandung höllisch Toben.
Wie es gelang? Ich bin hindurchgekommen.

Ein Untier nach dem andern ward genommen,
die freie Faust ihm ins Gebiß geschoben.
Zerfetzte Spritzer Teufelsgeifer stoben
um mein Gedicht. Ich hab den Strand erklommen.

Einmal nur auf der Höhe der Gefahren
kam sturmverwehter Ruf: „Du Tor, laß fahren!
Gib hin; hier gilt's, das Leben zu bewahren!“

Steht denn das Leben *hier*, das Werk daneben?
Ist eines nicht im anderen gegeben?
In meinem Werke geht es um das Leben.

ASAM IN DER KLOSTERKIRCHE
ZU WELTENBURG

Rund um die Kuppel, frei in den Lüften
geben Engel dem Goldreif Halt.
Lächelnd, zierlich verrenkt in den Hüften,
beugt in den Raum sich des Meisters Gestalt,
stützt den Reif, streckt irdische Hände
ohne Scheu in der Himmlischen Reich.
Fügt er zur Kirche, zum Festsaal die Wände,
seiner wissenden Kunst gilt es gleich.

Mit den Heiligen betend verbündet,
flehen die Frommen um ewiges Heil.
Doch an der Inbrunst, die er entzündet,
hat der lächelnde Meister nicht teil,
ist nicht erhoben und nicht erniedrigt,
nicht vom Gefühl seines Unwerts gequält,
ist nur als Könnender eitel befriedigt,
weil er die Kunstmittel kundig gewählt.

Tief hat der Anblick solcher Vollendung
Schwärme von Fragen uns aufgestört.
Leichtfertig rühmt sich mancher der Sendung,
der nicht weiß, wessen Ruf er gehört.
Prüfen wir sie, die ans Herz uns rühren!
Wenn sie uns mitreißen, wo ist das Ziel?
Wollen sie führen oder verführen?
Treiben sie mit uns ein schändliches Spiel?

DIE SAMMLUNG ZUM WERK

Wie sollten denn spielende Bäche,
die nur ihr Hingleiten suchen,
nur plätschernde Unrast der Schwäche,
dem Mühlenteiche nicht fluchen,
der sie zur Stille zwingt?

Denn noch steht vor der Befreiung
im Sturz auf das Triebrad der Mühlen,
des langsamen Steigens Kasteiung,
das qualvolle, dumpfe Wühlen
der sinnlos gefesselten Kraft. — — —

Wir fluchen den Dämmen und Wehren
der Leiden, die uns hemmen.
Wir meinen die Kräfte zu mehren,
um Dämme hinwegzuschwemmen.
Wir sehn hinterm Wehr nicht das Rad.

Wir *müssen* im Leide uns stauen,
in Schmerzen zum Teiche uns weiten.
Dann wird, was ein Lauf war durch Auen,
ein spielerisch-plätscherndes Gleiten,
zum donnernden Sturz in das Werk.

DER BRUNNEN

Ob auch dein Brunnen solche Tiefe habe,
daß sich im dunklen Schacht der Blick verlor,
du ziehst nicht ungestraft die Gottesgabe
in vollen Eimern an das Licht empor,

wenn du dem Rinnen, Rieseln und dem leisen
Gesicker in der Tiefe unterweilen
nicht Zeit läßt, deinen Brunnen neu zu speisen.
Laß zu geschäftig nicht die Eimer eilen!

Da hilft nicht Ungeduld, kein Wunsch, kein Wille.
Du mußt vergessen, anderm Werk dich neigen!
Dann wird das Wasser stetig in der Stille
an den bemoosten Steinen höher steigen.

Willst du nicht warten, bis in ganz geheimer
und dunkler Stille sich die Wasser finden,
so wirst du einmal trübes Naß im Eimer,
Gewürm und Unrat aus der Tiefe winden.

TRAUMWANDELEI

Herrisch prahlt das Licht aus Menschenhirnen,
daß ihm alles unterworfen sei.
Nahverwandt dem Wandel von Gestirnen,
bleibt das Letzte doch — Traumwandelei.

Hadre nicht am Tag mit Tagesmächten;
rede wie die platte Gasse spricht!
Wisse tief: in den erwählten Nächten
liegt sie unter dir im Sternenlicht.

Sei gewarnt am Tage! Das Gesindel
lauert hämisch, will dich stürzen sehn.
Nur traumwandelnd darfst du ohne Schwindel
auf der Zinne steiler Worte stehn.

SIMILITUDES

„Similitudes amies
qui billez parmi les mots“
Paul Valéry

Ich löse euch, zwei Worte, aus dem Zwange
der Fron, die fremd euch und entfernt gehalten.
Sie hört im Gleichklang blöden Zufall schalten;
sie drohte mit dem Sinn. Da war euch bange.

Vereint in meiner Hand, folgt frei dem Drange,
das Urgeheimnis herrlich zu entfalten!
Des heiligen Anfangs dichtende Gewalten
erhöhn euch neu zu eurem wahren Range.

Das Licht erlosch. Auf meiner Hand erscheinen
zwei Worte mit dem Glanz von Edelsteinen
und glühen gleich als Gleichnis des Alleinen.

Ich bin im Bunde, und die ungeschwächte,
vertraute Gegenwart der Freundesmächte
strahlt tiefe Andacht aus und weicht die Nächte.

WAS MUSSTE SICH VEREINEN?

Wunder, wenn der erblindende
Tag mit letztem Blick am äußersten Ast
der Linde das täglich schwindende
Laub in Licht faßt!

O Glänzen aus Gänze! Krönung des Mühens,
das immer sonst am Stückwerk sich verlor!
Solche Inbrunst geläuterten Glühens
war nie zuvor.

Warum erst heut? Was mußte sich vereinen,
ehe die Schönheit sich vollenden mag?
Sinkende Sonne muß rot aus Abend scheinen
an einem bangenden Oktobertag.

Und innig teuer muß dem Schauenden
mit allem, was zum Ende geht, der Bund sein.
Es muß das Herz dem still Ergrauenden
herbstmüd und wund sein.

DAS UNGESAGTE

„Bilde zum andern Male den schönen
Baum der Welt mit deinem Wort!“
Also hör ich in mir das strenge Geheiß ertönen,
immerfort, immerfort.

Mein armes Wort! Du hast mit Übermächten
vermessen den Kampf gewagt,
und ich befrage dich in schlaflosen Nächten:
Was ist gesagt?

Vielleicht ein Leuchten der feuchten Knospenhülle
im scheuen frühen Licht.
Aber der Blüten und Früchte späte Fülle
ergibt sich dir nicht.

Schön stehn die Knospen vom flüchtigen Glanze
umflossen, wenn es tagt;
aber der Baum, der große, der ganze,
der dauernde bleibt ungesagt.

Baum du der Welt! Ich sehe mit wachsendem Zagen,
wie du dem Reich meines Wortes entragst,
höre, wie du mit deinen Klagen
mich immer härter verklagst.

SCHÖPFERWAHN

„Ich will die Schöpfung Gottes nachgestalten!“
Weh, wenn der Mensch vermessne Wünsche sinnt!
Das Feste, das schon Form in Zucht gehalten,
es löst sich neu, wird Meer, verfließt, verrinnt.

Nun stehst du wie ein Tor mit dem Gemäße
der schwachen Kraft am aufgewühlten Meer.
Die Brandung rauscht und lacht dir rohe Späße:
„Du wolltest Schöpfer sein. Nun schöpf mich leer!“

Da fließt in Qual und niebelohnter Mühe
ein langes, ruheloses Leben hin.
Am späten Abend ist, wie in der Frühe,
das ganze Werk noch kläglicher Beginn.

Doch hoffst du Sieg in deinem Schöpferwahne.
Erst, wenn in deines Sterbens Stille dumpf
die Brandung ruft, weißt du: das Ungetane,
das Meer, das Ungestalte heult Triumph.

VOM WOHLGETANEN WERK DER VERWANDLUNG

DIE LEBENSMÄCHTE UND DAS WORT

Du bist mir Schwinge, du kannst mich erlösen
zu steilem Flug in das Licht und das Glück.
Du bist die Schwere, im Solde des Bösen
ziehst du mich hämisch ins Niedre zurück.
Ich erkenne, wen es zum Bauen
oder zum Werk der Zerstörung treibt.
Herrscherlich kann ich alles durchschauen,
wenn es im Schweigen noch körperlos bleibt.

Aber nun ward mir das Wort verliehen.
Wo es hinein ins Schattenheer greift,
stehen die Schemen zu Leibern gediehen,
sind Unterworfne zu Freien gereift.
Schwankend stehe ich in der Bedrängnis.
Namenloses fleht um sein Wort.
Segen und Seligkeit, Fluch und Verhängnis
hält es umschlossen. Wäge das Wort!

Manche willige Kraft wird mir eigen,
wenn sie mein Anruf zum Dienste dingt.
Aber das bessere Teil ist ein Schweigen,
das die Rebellen in Ketten zwingt.
Dank sei dem Tag und den guten Mächten!
Aber die bösen sind mühsam gezähmt.
Immer wieder in banger Nächten
steigt aus den Kerkern Geschrei, das mich lähmt.

Willst du, o Gott, meine Wege segnen,
gib mir am Ende Vertrauen und Kraft,
im Leib des Wortes dem zu begegnen,
was ich in die Verliese geschafft!
Nimm mir in späten, umfriedeten Tagen
alles Grauen vor dem, was ich weiß!
Laß mich das Letzte wagen und sagen!
Sieh, es bedrängt mich. Gib dein Geheiß!

VOM DUNKLEN GRUNDE

Bruder Wald, mit den geheimsten Steigen
warst du mir am Tage nah und eigen.
Aber da die Nacht begann,
steht dein ferner Rand in anderm Zeichen.
Wie aus nie betretenen Bereichen
weht ein fremder Hauch mich an.

Und die Sprache hat sich doch am Tage
gleich gefüg zur Frage und zur Sage
hold in mein Geheiß geschickt.
Ihre Ordnung, der ich blind vertraute,
wird ein dunkles Dickicht wirrer Laute,
das Gestalt und Bild erstickt.

Plötzlich löst, die Schöpfung zu erneuen,
aus der Schwärze mit den sichernd-scheuen
Schritten drüben sich — ein Reh,
daß ich mich vor ihm als der Erlöste
unvergänglicher Gestalt getröste,
wenn ich durch mein Bangen geh.

Schauer, die vom Rand herüberwehen
unsrer Sprache, werden still und stehen
milde über dem Gefild.
Auf dem dunklen Grund, vor dem mir graute,
leuchtet scheu und schön das nie geschaute,
das gedichtete Gebild.

HERD UND ALTAR

Sprache, du Herd! Freundliche Mitte dem Hause!
Schön ist der Raum von flackerndem Schein rings erhellt.
Alle Geborgenen horchen dem hohlen Gebrause
nächtlichen Sturms. Ihrem Kreis ist der Friede gesellt.
Beute des Tages, Gedanken, die glücklich gefundenen,
kühnlich erjagten auch, werden zur Sprache gebracht,
bräunen an ihrer Glut, und die traulich Verbundenen
lassen sich's munden und lauschen gestillt in die Nacht.

Sprache, Altar du auf Bergen! Es bricht der Verirrte
taumelnd bei Nacht in geweihte Bezirke ein.
Leuchtende, lockende, sengende, falterumschwirrte
Flamme loht auf dem einsamen Opferstein.
Und der Verirrte spürt dieser Flamme Verlangen,
und er befreit seine Seele von lastender Fracht:
Stumme Verzückung und Leid und das heimliche Bangen,
alles wird als ein Opfer zur Sprache gebracht.

Wehe, Wolken und Nebel! Vom hoffnungslosen
Himmel fällt Kälte. O Zuspruch der Sterne du, bleib!
Freundliche Glut verkehrt sich in tückisches Glosen,
grausig vom Altar wälzt sich ein Lindwurmleib.
Schweflicher Qualm bedrängt des Opfernden Odem,
kriecht am Boden dahin, fort in die heillose Nacht.
Und dem Verzweifelnden kündigt der stickige Brodem:
Siehe, verworfen ist, was du zur Sprache gebracht.

Auf die verwesende Gabe stürzt sich die Fäule.
Ekel und Gram! Komm doch, du andere Nacht,
da das Opfer in stetig wachsender Säule
bläulichen Rauches dem zusteigt, dem es gebracht,
da die Gabe der Armut, begnadet, erlesen,
in Fülle heimkehrt an ihren ewigen Ort,
dorthin, wo Wesen ist, wo es im Anfang gewesen,
wo es bei Gott wieder wohnt. Denn er ist das Wort.

AN DEN NOVEMBER

Du milde Fraue
im grauen Gewand,
hat dein Vertrauen
sich von mir gewandt?
Wird so die Schmach vor
mir selbst offenbar,
der ich dein Sprachrohr,
dein Flüsterrohr war?

Laß mich ertönen,
brich nicht den Brauch!
Ohne den schönen,
beseelenden Hauch
fühl ich inwendig
zum Tod hin den Schwund.
Bin nur lebendig
an deinem Mund.

Sieh, ohne Klagen
hab ich den Zwang
der Stummheit getragen
die Monde lang.
Wird nur nach Tagen
mein Klingen gezählt,
will ich noch sagen:
„Ich bin erwählt.“

MEINE AHNEN

I.

In Ehrfurcht laßt mich euer Bild entstauben!
Mein Antlitz furcht das Leben mit den Pflügen,
die eures bildeten. In euren Zügen
laßt mich das Handwerk suchen und ihm glauben!

Jahrhunderte sehn euch in Mühsal Dauben
zu glatten, wohlgeformten Fässern fügen.
Und euer Stolz schöpft *daraus* sein Genügen,
dem rohen Holze die Gestalt zu rauben.

Ihr laßt das Faß erproben und beklopfen —
und eure Zuversicht beschämt kein Tropfen,
und keine falsche Fuge bleibt zu stopfen.

Und wer den Blick in seinen Dämmer richtet,
sieht keinen Spalt verräterisch belichtet.
Das Werk ist gut gefügt und gut — *gedichtet*.

II.

Die Neunmalklugen schütteln ihre Hauben:
„Dem leeren Fasse Ehrfurcht zu erweisen,
ist eine Torheit. Freunde, laßt uns preisen,
was es uns birgt: den edlen Saft der Trauben!

Das wäre Dichtung? Eitles Worteklauben
aus Furcht vor ausgefahrenen Geleisen.
In starren Formen muß mein Herz vereisen.
Ich will den Geist, Begeisterung, den Glauben!“ —

Lobredner ihr des Weines, was beginnen,
wenn ungeprüfte Fässer ohn' Besinnen
den Trank versickern lassen und verrinnen?

Du Dichter! Schnell verflogen und vernichtet
ist flüchtiger Geist. Wer sein Gefäß nicht dichtet,
dem bleibt nur schlechtes Handwerk, das ihn richtet.

PREIS DER ENGE

In diesen wundertätigen vierzehn Zeilen
ist wucherndem Geschwätz kein Platz gelassen.
Du darfst den Raum nicht sorgenlos verprassen,
und du mußt sinnen, klug ihn aufzuteilen.

Du magst den Zwang zu wägendem Verweilen,
das enge Gitterwerk des Reimes hassen!
Wenn dich des freien Reims gefüge Massen
verlocken wollen, Gitter zu durchfeilen,

so sei Soldat! Beharrung läßt gelingen,
in guter Ordnung ein Gewirr von Dingen
mit des Tornisters Enge zu bezwingen.

Was du in falscher Freiheit leicht begonnen
und leicht vollendet hast, ist schnell zerronnen.
Nur in der Zucht wird die Gestalt gewonnen.

DER TEICH

Spiegel zu sein ist mir aufgegeben,
Bilder zu fassen mir Mühe und Glück.
Blaue Höhe, drin Wolken schweben,
reich ich in Tiefe verwandelt zurück.

Nur wenn den obern Unendlichkeiten
Antwort gibt meine Welt ohne Grund,
läßt sich der Schöpfung ein Brautfest bereiten,
fügen sich Hälften zum seligen Rund.

Kind, darum lasse dein Spiel dir verweisen:
Steinwurf, um den die Fontäne sich hebt,
Wellengekräusel mit wachsenden Kreisen,
das von der Mitte zum Rande strebt!

Über verzerrte Bilder huscht trüber
Schauer; ein Hauch klagt: „Vergeh!“
Unbesonnenes Kind, geh vorüber;
spiel mit dem Spiegel nicht! Es tut mir weh.

Unter dem fordernden, unbestechlichen
Auge des Richters unserer Welt
ist meine Schwäche allein dem zerbrechlichen
Bilde der Gänze als Wächter bestellt.

SEEROSEN

Wenn hoher Sommer sich das Fest bereitet,
flirt überm See der Sonne heißes Gleisen.
Auf blauen Wassern liegen unsre weißen
und makellosen Blüten hingebreit.

Fragt nicht: Was wird den Blüten zugeleitet?
Und wollt nicht wissen, wie die Dinge heißen,
die unsre Wurzeln aus den Tiefen reißen!
Laßt ruhn, was der Entblößung widerstreitet!

Wir wollen leicht nur einmal daran mahnen.
Ein Wink nur, und ihr mögt vom wohlgetanen
Werk der Verwandlung etwas wohl erahnen.

Und inniger noch werdet ihr dann lieben,
was unsre Mühsal tief aus dunklen Trieben
zum Licht empor und in den Geist getrieben.

WAGNIS DES WORTES

Worte, die Gesagtem sich verschreiben,
schleichen sich am Wagnis feig vorbei,
wollen stets nur auf der Woge treiben,
die den Markt umbrandet als Geschrei.

Aus der Mitte sollst du wie verstoßen
einsam an die fernen Ränder gehn,
wo die fremden Dinge in der großen
Stille ihrer Ungesagtheit stehn.

Wenn das kaum Geahnte Zauberlaute
für sein Unbeschworenes verlangt,
scheut der Mund beschämt das Allvertraute,
und den immer flinken Lippen bangt.

Sei du der gefahrvoll Ausgesetzte!
Wo Verstummen nächtig niederbricht,
sei am Rande eine leise, letzte
Stimme und ein letztes Fünkchen Licht!

DAS GEDICHT

Prasseln die Schläge in feilem Frohlocken
auf das verwitterte Außengestein,
wirbelt der Staub auf, schollern die Brocken.
Billig ist der Triumph und gemein.
Fragt sie die Hacke, fragt sie der Hammer,
beichtet die Wacke hilflosen Jammer.
Wenn sie zerbröckelt mit dumpfem Laut,
ist dir ihr ganzes Geheimnis vertraut.

Nein, du mußt tiefere Tiefen gewinnen!
Unter der bärmlichen Mischwackenart
wird das edle Gestein beginnen,
einig gegossen, geheimnisvoll, hart.
Trifft der Hammer, mit einem hellen,
trotzigen, höhnischen, kampffrohen Bellen
schleudert es ihn auf den Schläger zurück.
Hier ist die Mühsal des Kampfs und sein Glück.

Prasseln die Schläge gleich ohne Erschlaffen,
wird auch der Gegner nicht müde und bang.
Nichts verrät in dem trotzigen Blaffen
Schwinden der Kräfte und Übergang.
Unvermutet dennoch bezwungen,
klafft der Block, lautlos zersprungen.
Und an der Bruchwand mit lockendem Schein
glüht der Smaragd im Muttergestein.

DEUTSCHE SPRACHE

Mein Volk, wo könnt ich je dir entsunken sein!
Sieh her! Nicht, was am Rande der Tag dir baut
und achtlos stürzt, macht mich dir eigen.
Aus deiner innersten Mitte leb ich.

Das größte deiner Werke steht dort getürmt.
Der nur erahnte Atem aus Gottes Mund
wird holder Klang den tauben Menschen,
waltet die kundige Hand des Werkes.

Und herrlich wachsend spület des Wohllauts Macht
wie Unrat lauter Krämer Gezänk beiseit,
und, heimgegeben seiner Würde,
wird neu der Tempel der Andacht Hüter.

Wenn ich, in Ehrfurcht bebend, dir mittenachts
die Tasten leis berühre, o dulde mich,
vergönn es mir, du heilig-große
Orgel im Raume der Volkheit: Sprache!

SCHREI ODER SCHWEIGEN

Weh dir, du Waage! Eine der Schalen
ist überlastet mit Grauen und Qualen,
fährt in die Hölle, fährt in Gericht,
Starre und Tod. So erbarme dich, Leben,
hilf, die versunkene Schale zu heben,
fülle die andre mit Gegengewicht!

Wollest die arme beladen, begeistern
mit dem, was einzig vermag, sie zu meistern:
mit deiner Fülle, lebendiger Geist!
Leg diese Gabe ins leere Gefäße,
zeig ihm die Heimkehr in das Gemäße,
wenn es die andre ins Maßlose reißt.

Geist wohnt im Wort, und das Wort hält die Waage
so, daß gewaltig im Anfang der Tage
Licht erstrahlte, als Gott sprach: „Es sei!“
Kleine Waage, dein Stürzen und Steigen,
unmenschlich ist es im eisigen Schweigen,
unmenschlich auch im verzweifelten Schrei.

Menschliches Wort muß in Ohnmacht vergehen.
Nur wenn mit dem unendlichen Wehen
Gottes Hauch es in Vollmacht setzt,
weiß es die Stürze der äußersten Enden
langsam ins mildere Schwanken zu wenden
und in die selige Schweben zuletzt.

Kleine Waage, dann ist es durchlitten.
Zitternde Waage, dann wird deiner Mitten
Heimkehr ins Maß aus Zuwenig, Zuviel.
Und dieses Rasten gewogener Lasten
und das Verhalten der wilden Gewalten
wird deiner Zunge befriedetes Spiel.

FLÜCHTIGE HEIMKEHR

Ja, zuweilen wird dir noch einmal gewährt,
in der Heimat zu weilen, am alten Ort.
Immer noch wächst hier die Frucht, die dich frühe genährt,
reift hier das Wort.

Hier in der Mitte darfst du noch einmal leise
Töne zur Weise ordnen. Hier sei's gewagt,
flüchtiger Heimkehrer du aus dem Eise
des Schweigens, das über die Ränder ragt.

Über alle Ränder, ins Unmaß der Dinge
sahst du schauernd hinaus. Schweig von dem Fund!
Leg um dein Herz sieben eherne Ringe,
sichre mit sieben Siegeln deinen Mund!

Nur beweinen, bestöhnen, nein, nur beschreien
läßt sich das Ungeheure. Denke des Orts!
Willst du lästern, den Tempelbezirk entweihen,
schreien im Reiche des Worts?

Siehe, dies Land, einmal noch eh du die Schritte
wieder ins Elend wendest, gönnt es dir Rast;
nimmt dich ins Menschliche, in das Maß, in die Mitte;
ehrt dich als Gast.

SCHÖNHEIT KENNT KEIN VERWEILEN

SCHÖNHEIT

Schönheit ist an der Wende
scheidendes Umsichsehn,
Wehmut und Wissen um Ende,
Aufbruch, Hinübergehn.
Schönheit kennt kein Verweilen,
ist nur den Wolken am Saum,
eh sie im Wind sich zerteilen,
flüchtig ein leuchtender Traum.

Jagdfrohe Kinder hasten
hin auf ein huschend Geleucht.
Toren wollen umtasten,
was sie besitzwert deucht.
Lärmen die balgenden Horden
um einen Heller im Staub,
streckt, wer wissend geworden,
keine Hand mehr zum Raub.

Immer wird sich ihm zeigen:
Fremdes mehrt keinen Schatz.
Alles bleibe sich eigen,
alles bleibe am Platz!
Schönheit liegt nicht mit Reifen
und Ketten am Dinge in Haft.
Keine Hand kann sie greifen
auf ihrer Wanderschaft.

Wo wir die Schwindende schauen —
Abendrot über der Welt —,
ist die Verzückung dem Grauen,
Zähre dem Lächeln gesellt.
So läßt sie hungern, so nährt sie,
klärt und gibt Rätsel zu Kauf,
ängstet die Welt und verklärt sie,
schenkt sich und hebt sich auf.

MÖWENFLUG

Es stand am Abend überm Sund
gewitterschwer ein Wolkenhügel.
Es leuchtete vom dunklen Grund
das fahle Weiß der Möwenflügel.

Der Mittag lohte hell und heiß.
Es kreisten Möwen bei den Schiffen.
Vom Gold der Sonne troff ihr Weiß
und hat mich dennoch nicht ergriffen.

Die höchste Schönheit blitzt erst auf
in Wetterdrohen und Beklemmung,
erst wenn des Lichtes freiem Lauf
die Wolken Dämme baun und Hemmung.

Soll Schönheit, Mensch, die du verlangst,
die hingerissnen Augen feuchten,
muß sie vom dunklen Grund der Angst
geheimnisvoll dir wetterleuchten.

ADMIRALE

I.

Wenn Überfülle als ein erstes Beben
den reifen Sommer in die Schwermut leitet
und tatenfrohe Hände unbereitet
sich von der Garbe bang ins Flehen heben,

liegt Admiralen unter müdem Schweben
ein bunter Asernteppich hingebreitet.
Und ihre starke Schönheit widerstreitet
der Ahnung noch und will sich nicht ergeben.

Das Leben schreit: „Ich lasse mich nicht knechten.“
Noch durch die müdewordnen Flügel flechten
sich Bänder rot, um mit dem Tod zu rechten.

Hingehn die Farben, die dem Tag entstammten.
Auf euren Flügeln, auf den rotdurchflamnten,
wächst schon die Nacht, still, tief und dunkelsamten.

II.

Fremdlinge ihr, das ungestüme Werben
um weitre Weiten war euch vorgeschrieben,
und nach der Ankunft ist nur Zeit geblieben,
den Ort zu suchen für ein stilles Sterben.

Das Grau-Gemeine hat vor dem Verderben
Bedrohtes sorglich in die Brut getrieben.
Doch eurer Flügel Farbprunk wird zerstioben,
und eure Schönheit findet keine Erben.

Die einst der Ruf ins Ferne so bedrängte,
daß sie die Bläue ihres Südens engte,
nun enden sie im Norden als Versprengte.

Schönheit hat keine Stätte hier im Leben.
Sie kann nur, zukunftslos und preisgegeben,
am späten Sommertag vorüberschweben.

SONNENUNTERGANG

1. Gefängnis

Sieh die Sonne, die im Niedergehen
rot durch düstre Wolkenstreifen loht!
Kannst du nun dein Zagen noch verstehen?
Leicht in lichten Flocken will vergehen,
löst sich auf, was dunkel dich bedroht.

Hüte dich! Die Freiheit will dich narren,
und ihr feierlich Versprechen lügt.
Jählings im Ergrauen und Erstarren
werden Wolkenstreifen Eisenbarren,
stehn die Gitterstäbe neu gefügt.

Wähnst du, daß im Wachdienst dein Verhängnis
je ein Sonnenuntergang beirrt?
Geh zurück in Enge und Bedrängnis,
in die unbestechliche Gefängnis! —
Schlösser kreischen, und die Kette klirrt.

2. Verrat

Die Strahlenarme der Versunkenen greifen
noch aus dem Abgrund durch die Nebelschwaden.
Da stehn die stumpfen, grauen Wolkenstreifen
mit schöner Röte feierlich beladen.

Wolken, ihr seid die gnadenvoll Erkornen.
So hütet treu des Sonnenlichts Vermächtnis,
so glüht die selige Heimkehr des Verlorenen
der Erde als Verheißung ins Gedächtnis! —

Doch vor dem Herrscherspruch der Nacht erbleichen
die Wolken schon und werfen ohne Würde,
als einer feigen Unterwerfung Zeichen,
von ihren Schultern schnell die heilige Bürde.

Oh, sie sind klug! Es ist nicht wohl beraten,
wer an Versunknes Treue noch verschwendet,
und leichten Sinns ist schon der Gott verraten,
eh er sein Angesicht noch ganz gewendet.

3. So laßt uns dürsten

Nun schlägt die Nacht ihren schwarzen Sammet den Thronen
des Lichtes um und löscht die Kerzen.

Zu Ende das Fest! Schönheit will hier nicht wohnen,
nur im Vorübergehn rührt sie an sehrende Herzen.

Kann keine Dauer uns hienieden taugen?
Ziemt in der Zeit nur dies gescheuchte
Erglühen der Welt unsern armen Augen,
nur dies Abschiedsgeleuchte?

So laßt uns dürsten, daß keine eilige,
dürftige Tränkung uns Trug bereite,
daß uns das brennendheiße, heilige
Heimweh hinübergeleite!

EINE BRÜCKE! DUNKLE WASSER FLIEHEN . . .

DONAUBRÜCKE BEI BEURON

I.

An den steilen, weißen Felsenhängen,
die das Rund des Tales eng umdrängen,
gleißt des heißen Tages Licht.
Ferne Brücke liegt im Glast und zittert.
Auf den Schindelwänden, grau verwittert,
glänzt die glühe Silberschicht.

Goß der junge Strom an meiner Seite
seinen ungestümen Drang ins Weite,
seine Unrast mir ins Blut?
Unterm Dach der alten Brücke fühle
wie Besinnung ich den Hauch der Kühle.
Und das Dämmerlicht tut gut.

Aufwärts gehn die Blicke und verharren
im Gewirre schönverschränkter Sparren,
im Gebälk, das tragen will.
Hängende, verstaubte Spinnweben
hält ein leises Lüftchen in der Schweben.
Fühl es, Herz! Die Zeit steht still.

Hier ist Holstein, hier die Bauerndiele.
Gleich dem Gestern liegt im tiefen Spiele
Knaben auch das Morgen weit.
Alles ist vergessen, und ich fühle
unterm Strohdach nur die dämmerkühle,
selige Geborgenheit.

Hab ich feige mich beiseit gestohlen?
Ach, ein Blick hier durch den Spalt der Bohlen
zeigt mir wieder, wo ich bin.
Eine Brücke! Dunkle Wasser fliehen
in die Ferne, und die Wolken ziehen
unablässig drüberhin.

II.

Kommt ein leerer Erntewagen
klosterher zum Strom herab.
Heischer Hetzruf! Peitschenschlagen!
Immer fort in wildes Jagen
wächst der Ausfahrt leichter Trab.

Laienbruder hält mit beiden
Beinen jedem Stoße stand,
weiß ein Straucheln wohl zu meiden,
lenkt den Wagen wie die Heiden
einst beim Spiel in Griechenland.

Liegt das Kloster ihm im Rücken,
wölbt sich die beengte Brust.
Demut soll den Christen schmücken?
Wildes Jagen, welch Entzücken,
Stolz des Mannes, hohe Lust!

Und dies Bild! In satten Farben
steigt es auf. Betrug! Betrug!
Leben einst ohn Durst und Darben.
Im Gehäus verschwiegener Garben
stand der Liebe voller Krug.

Wenn der Wagen mit gewollter
Raserei zur Brücke rollt,
dröhnt auf Bohlen das Gepolter
wie Empörung, die die Folter
vieler Jahre dumpf begrollt.

Kehrt er heim, so zwingt das Kloster
stark den Blick zum Kreuz hinan.
Neben seinem vollen Fuder
geht gebeugt der Laienbruder,
langsam, ein erloschner Mann.

AUF EINER BRÜCKE IM NYMPHENBURGER PARK

Und immer neu zu dichten Schwärmen finden
die Fische sich. Stromauf gehn ihre Bahnen,
der Brücke zu. Sie kommen und entschwinden.

Was mag zum Wandern die Geschöpfe mahnen?
In ihre Tiefe dringt der Sonne Kunde
nicht als Gewißheit, nur als dumpfes Ahnen.

Am Ohr der Tiefe klingen Stund um Stunde
vom hohen Himmel her des Lichtes Lieder.
Doch unaufhörlich wird im dunklen Schlunde

der Klang erstickt. Kein Echo tönt ihn wider,
und er sinkt unerfüllt im Grabgeleite
stummer Geschöpfe zu Verlorenem nieder. —

Zuweilen nur kommt Unruh ins Geglente
der strenggestreckten, enggedrängten Rücken.
Wie stammelnd wirft ein Leib sich auf die Seite.

Hört! Überwältigt plötzlich vom Entzücken,
muß *ein* Erwachter unter stummen Fischen
den Ruf des Lichts durch Gegenruf beglücken.

Und aus der Tiefe klingt es wie das Zischen
glühflüssiger Metalle, die im frommen
Rausche der Glut sich schöpferisch vermischen.

Ein Blitz der Schuppen, flüchtig aufgeglommen
in seiner Tiefe, macht die halbe Kunde
des Lichts der Höhe ganz erst und vollkommen.

So kehrt, was sucht, verwandelt mit dem Funde
zur Sonne heim; so steht das dumpfe Leben
mit offenbartem immerdar im Bunde;

so muß die Dürftigkeit der Fülle *geben*.

ALTE BRÜCKE IM POITOU

Alte Brücke, oft gedenk ich deiner,
wenn das Zwielight kommt, die Dämmerung.
Rohes Mauerwerk! Und doch ein feiner,
kühner Geist in deines Bogens Schwung.
Alterswund von grauen Seitenwänden
bröckeln langsam wohl die Steine los.
Doch begütigend mit linden Händen
deckt die wehen Male weiches Moos.

Wenn ich einst im Mondschein ohn Erwarten
träumend dich betrat, so stockt' mein Schritt.
Grauen packte mich mit knochenharten,
kalten Händen an und zog mich mit,
stieß mich ans Geländer, und den jachen
Sturz der Wasser sah ich wie im Zwang.
Dieser Augenblick! Ein grau Erwachen
aus der Träume buntem Überschwang.

Sank ich einmal in der mondeshellen
Nacht auf dieser Brücke in den Schlaf?
Spielte so nicht Mondglanz auf den Wellen,
als die schwere Müdigkeit mich traf?
Damals – heute! Hält der Sprung der Brücke
Wirklichkeit an Wirklichkeit gebannt?
Und Vergessen, Traum und Schlaf und Lücke
wäre, was mein Leben ich genannt?

Quälend, Schlaf, das Rätsel deiner Dauer!
Sind es Tage, Monde? Ist's ein Jahr?
„Tausend Jahre!“ klagt ein tiefer Schauer.
Was ist Irrtum hier, und was ist wahr?
Darf mein Grübeln einen Einbruch hoffen
ins Verborgene? Was bleib ich stehn?
Mir geziemt es, fröstelnd und betroffen
an das Ende meines Wegs zu gehn.

Alte Brücke, ob ich deine Mauer
nie im Leben mehr betasten kann,
fliegt doch meine Seele dieser Schauer
immer neu mit Geisterschwingen an.
Immer neu muß mir gleich einem Narren
Traum und Wachen ineinandergehn,
immer muß ich in das Rätsel starren,
immer wieder auf der Brücke stehn.

WEIT IST UND ENG IN EINEM DIE WELT

OSTSEE

Du findest keine Wehr von trotzigem Deichen,
die dir in finsterner Feindschaft drohn und fluchen.
Die blauen Förden gehn mit Freundschaftszeichen
frei in das Land zu friedlichen Besuchen.

Und Fensteraugen unter Strohdachbrauen
schaun tiefverträumt in deine Tiefen nieder.
Als Bild strahlt alten Buchen aus dem blauen,
besonnenen Spiegel ihre Stärke wider.

Dir strebt der Pflüger zu vom sanften Hügel.
Die gute braune Erde bricht sein Eisen.
Im steten Rauschen geht er hin der Flügel
von Möwen, die um seine Furchen kreisen.

Es kreischt ihr Schrei so heischend ins umhegte
und enge Leben, und der Pflüger wittert
die Ferne jäh und fühlt, wie das erregte
Rauschen im Reet durch seine Seele zittert.

Da knirscht in seiner Faust das Holz der Griffe,
als hielte sie an Pfluges Statt das Steuer,
und kühle Blicke fliegen schon dem Schiffe
spähend vorauf, suchen das Abenteuer.

KAPPELN AN DER SCHLEI

Ich wußte wohl, wie auf gestillten Wogen
dein Bild an blauen Sommertagen schwimmt;
ich wußte, wie der grauen Brücke Bogen
sich in die Sehnsucht naher Ufer stimmt.
Ich wußte, wie gewunden und verzogen
die Gasse lässig ihren Hang erklimmt,
wie auf der Höhe am barocken Turm
in grünem Sprühn die Kupferplatten rosten,
wie unten Möwen auf den morschen Pfosten
der Heringszäune rasten nach dem Sturm.

Doch meine Liebe hat dich erst erlesen,
als guter Zufall dir mich zugelenkt.
Ich war dem Tod entflohen, war genesen;
mir ward die Welt zum andern Mal geschenkt.
Da hab ich, überwältigt, dir ins Wesen
die Inbrunst meines Neubeginns gesenkt. —
Das Herz faßt wieder Stand. So will's die Zeit.
Du aber, kleine Stadt, strahlst mir noch immer
zurück, womit ich dich begabt: den Schimmer
der tiefen, bebenden Ergriffenheit.

MORGENSCHLÄFERS WINTERPREIS

Sei mir begrüßt, o Winter! Du machst uns die Erde zur Heimat,
zeigst dich den Träumern geneigt, fügst die Verstoßenen ein.
Einmal leben auch wir nun mit allen Dingen im Einklang,
und aus den Schauern der Scham heben wir stolz unser Haupt.

Wenn wir im ruhlosen Sommer, mit Widerwillen gehorchend
strengen Geboten der Pflicht, endlich uns trennen vom Traum,
steht, einem Fronvogt vergleichbar, die Sonne breitbeinig am
Himmel,
schwingt ihre Peitsche und lacht mit Überhebung uns an,
reißt mit dem Stolze des Wachen und mit dem Recht ihrer Röte
bläßlichen Träumern voll Hohn letzte Gespinste entzwei.

Aber der Winter ist milde; für alte, vertrauliche Spiele
mißt er mir morgens die Zeit lächelnd und langmütig zu.
Schwindelfrei gehn die Gedanken, und ihrem Seiltänzermute
dehnt sich ein lockender Pfad: Grat zwischen Wachen und Traum.
Für die besondere aber, die Heldenentschließung des Aufstehens
find ich am Grund meiner selbst leer die Gemäße der Kraft.
Wenn ich sie erst mit Ermahnung und vielen vernünftigen Gründen
langsam bis an den Rand mühselig vollträufeln muß,
ist das Gewissen beschwichtigt, weil draußen im Rahmen der
Fenster
rundum vergleichbarer Not tröstliches Bild sich mir zeigt.
Spärlich erleuchtete Fenster der fernverdämmernden Straßen,
vor meinem Fenster der Baum, alles sichtbare Ding
reibt sich die Augen mit Fäusten, ist mißgelaunt, müde und fragt
mich:
„Sage uns doch, Bruder Mensch, fällt es denn dir auch so schwer?“

Aber am Ende wird alles, das Schwerste auch, überstanden,
und mit begründetem Stolz werf ich die Haustür ins Schloß.
Übernächtig wie Posten, die keine Ablösung fanden,
stehen am Rand meines Wegs müde Laternen gereiht.

Ostwärts über dem Wasser erwacht am Rande des Himmels
schüchtern ein hellerer Schein, der mir Genugtuung gibt,
weil er voll Scham mir gestehn muß, daß nun auch die prahlende
Sonne

spät sich rüstet zum Amt und es nur flüchtig versieht.
Noch liegt die Straße verlassen; nur eilende Bäckerjungen
kreuzen mit ihrem Korb heut meinen einsamen Weg.
Sommertags hab ich sie niemals zu dieser Stunde gesehen,
und den Geschäftigen lag damals ihr frühestes Werk
schon unterm Nachschub der Arbeit seit vielen Stunden verschüttet.
So wird, wer Frühessein übt, heut *meiner* Frühe Genöß.

Wenn diese Jungen im Sommer pfeifend die Gassen durcheilen,
prahlen ins strahlende Licht Kittel mit festlichem Weiß.
Hänselnde Worte des Übermuts fliegen hinüber, herüber,
wo sich des einen Bereich mit dem des andern berührt.
Heut gehn sie schweigend dahin im Grau unscheinbarer Jacken,
stellen den Kragen hoch gegen den schneidenden Wind,
und wie bei fröstelnden Vögeln, denen der Singemut ausging,
birgt sich ins Schultergehäus grämlich der schlafschwere Kopf.
Nicht nur den Bäckerjungen, nein, andern auch, die mir begegnen,
les ich die Klage im Blick: „Freund du, zu früh, viel zu früh!“
Sicherheit ist mir gewährt vor dem Zugriff des bösen Gewissens,
wenn der Mitschuldigen Schar derart mich schirmend umdrängt.
Träte mir jetzt mein Nachbar, der tugendsame, entgegen,
fänd ich wahrhaftig die Stirn, frech ihm ins Auge zu sehn.
Sommers geh ich dem Strengen schämig gern aus dem Wege.
Hat er mit Segen nicht schon Stunden im Garten verwirkt,
wenn ich mich endlich entschieße, den Tag beginnen zu lassen?
Zieh ich den Vorhang beiseit mit unbedachtem Geräusch,
sieht er, die drängende Arbeit nimmermehr ganz unterbrechend,
einmal mit flüchtigem Blick strafend den Langschläfer an.
Eine Sekunde genügt ihm; er leert wie im Augenumdrehen
über dem schuldigen Haupt Kübel voll Mißachtung aus.
Könnt ihr's verstehen? Ich habe Angst vor dem Nachbarn;
ziehe verstohlen die Schnur, schleiche mich ein in den Tag.

Ruht mir das Selbstbewußtsein sonst dürftig auf klapprigen Beinen,
ist es mir heute gestärkt, fürchtet es heut keinen Stoß,
fühlt sich dem Ansturm sogar schon nachbarlichen Hohnes
gewachsen,
liebäugelt mit der Gefahr, wird noch zum Raufbold mir gar.
Heut widerspricht meine Umwelt nicht feindlich dem eigenen
Wesen;
alles bekennt sich zu mir, und Achtung ist mir gewiß.

Sei mir begrüßt, o Winter! Du machst uns die Erde zur Heimat,
zeigst dich den Träumern geneigt, fügst die Verstoßenen ein.
Einmal leben auch wir nun mit allen Dingen im Einklang,
und aus den Schauern der Scham heben wir stolz unser Haupt.

Im räumigen Haus unter Linden erwuchs dort vor Jahren der
Dichter,
der diese Landschaft verstand, der sie geliebt und gelobt. —

Plötzlich inmitten der stillen und friedevollen Betrachtung
jagt mir das alte Schauspiel die alten Schauer durchs Herz.
Mit majestätischem Gleichmut durchgleitet ein Schiff die Wiesen.
Für den umzauberten Blick schwimmt es im grasigen Grün.
Und an dem Pfade des Riesen stehn unterwürfig Pygmäen,
beugt sich das Heudiemenvolk tief einer fremden Gewalt.
Mitten im bäuerlich-engen, vertrauten Getriebe des Sommers
springt in dem Anblick aufs neue das Abenteuer mich an.

Nun betret ich die Fähre, und neben dem schmauchenden Führer
über den vorderen Schlagbaum gelehnt des ruhenden Prahms,
schauen wir beide gelassen dem nahenden Dampfer entgegen.
Sieh, eine landfremde Fahne flattert am Heck ihm im Wind!
Kurz und in plattdeutschen Lauten Namen und Herkunft und
Ladung
sachverständig bezeichnend, so sehn wir träumend ihm nach.

Eilfertig liefen die Menschen des Fremdlings entlang an der
Reling,
waren uns nachbarlich nah und bleiben dennoch uns fern,
Menschen, die Arbeit und Feier in anderer Sprache bereden,
die bei der Freiwach an Deck oder im Dämmer der Back
malenden Wortes die Bilder der anderen Heimat beschwören,
die sich hinträumend am Lied der andern Heimat erfreuen,
die eines anderen Landes Hoffnungen, Nöte und Sorgen
heißen Auges erwägen mit ihrem männlichen Wort.

Nun, da das Schiff sich entfernt, erkennen wir Wartenden beide:
leise geneigt zieht es hin unter der Decklast von Holz.
Wo sind die harzigen Stümpfe, in welchem Boden vermodert
langsam das Wurzelgeflecht, das diese Stämme genährt?
Wie ist die Landschaft beschaffen, darüber die mächtigen Kronen
sangen im lenzlichen Wind, stöhnten im herbstlichen Sturm?
Wo liegt der Berg, der von Urzeit in Tiefen schlummerndes Erz barg,

das sich der weckende Mensch in späten Tagen erschürft,
das er zum Werkzeug sich schmiedet, bis endlich die blitzende
Schärfe
einem erschauernden Baum weh in die Wurzel hineinknirscht?

Langsam entschwindet der Dampfer, zum Geisterschiffe geworden.
Lockung der fernen Gefahr, Schreckendes schäumt ihm am Kiel.
Weit ist und enge in einem die Welt, vertraut und bestürzend.
Über die Fluren der Heimat geht mein befremdeter Blick.

JENSEIT DER STADT

An diesem Samstag im Herbst, dem Wegbereiter des Sonntags,
den der bewahrende Sinn Gräbern und Toten geweiht,
der wie ein Trutzmal der Dauer in das Vergehen hineinragt,
führt mich die Eisenbahn schnell fort aus den Mauern der Stadt.
Aber nach freudlosem Halten an kleinen Bahnhofsgebäuden,
die wie sinnlos in Moor und braundunkler Einsamkeit stehn,
ducken sich schon wie verängstet die Häuser wieder zusammen,
laufen in Scharen zuhauf, recken sich auf und sind Stadt.
Schnell verlaß ich den Bahnhof. Städtische Menschen und Mauern
wandern ein Weilchen noch mit, lassen mich endlich allein.
Dünnere, schwebender Nebel, so geistert die herbstliche Schwermut.
Doch sie entzieht sich dem Blick, meidet den Zwang der Gestalt.
Nur im Gezweige des Schlehdorns hängen an äußersten Spitzen
schwankend, zum Fallen bereit, Tropfen mit fahlem Geleucht.
Da ich auf einsamem Wege langsam dem Kirchdorf mich nahe,
das meine Gräber umhegt, bin ich so müde der Stadt.
Bauern, Tagelöhner, Knechte, denen ich spärlich begegne,
bieten einsilbigen Gruß; doch noch im mürrischen Wort
kommen die traulichen Laute der frühen Sprache ins Singen,
und es fragt mich das Dorf: „Na, mien Jung, kummst werr na
Huus?“

Sprache des Dorfs und der Heimat! Es spottet deiner Verächter
vornehmes Nasengekräus: „Pfui! Dieser Kuhstallgeruch!“
Warum denn Kuhstallgeruch nur? Es weht mit dem Laut dieser

Sprache
linde ein Sommerwind her, der sich vor Anbruch der Nacht
über gesichelten Schwaden auf fernen, dämmernden Wiesen
schwer seine Schwingen mit Fracht lieblicher Däfte belud.
Spüren wir nicht in den Klängen auch herbe und kräftige Rüche,
wie sie der Juniwind führt, wenn er den graugrünen Staub
blühenden Roggens als Wolken über die Felder dahintreibt?
Oder duftet im Herbst aus dem umbuschten Versteck
im Garteneck über den Weg hin das frischgebackene Schwarzbrot.
Alle Gerüche des Dorfs sind in der Sprache vereint.
Städtisches Leben fordert die Schärfe grellwacher Sinne,
lockert das marternde Band nie dem gesammelten Geist.

Städtisches Leben ist Klimmen im Hochgebirg des Gedankens;
lockt uns zu Häupten das Ziel, droht uns zu Füßen der Schlund.
Mächtig rufen die Gipfel noch in den Traum unsrer Nächte,
und an der zackigen Wand zeigt eine Blutspur den Weg.
Rein gehn hier oben die Lüfte, aber sehr dünn auch und schneidend,
und es erstarrt dir die Hand langsam am kantigen Eis.
Da verweht mit den Winden der Stolz waghalsigen Mannseins.
Wieder bist du ein Kind, und ein alter Angsttraum wird wahr:
Barfuß, mit flatterndem Hemdchen, stehst du verlassen im
Schneesturm,
findest die Haustür nicht mehr, die ins Geborgne dich nimmt.
Heim in die sichere Ebene, heim in die Enge des Dorfes,
aus wachem Eishauch zurück in das verträumte Gewölk,
das dem Torfrauch verbindet die warmen Dünste der Ställe!
Heim, aus der Starre des Geists heim in die Wärme des Bluts!

Nun betret ich den Friedhof; das schmiedeeiserne Gitter
dreht sich am rohen Granit mit dem vertrauten Gekreisch.
Müde gewordenen Menschen wird es zum Tor in den Frieden;
in den umhegten Bezirk hält es die Stille gebannt.
Den Mittelweg dann, den die Reihe der kahlen Linden begleitet,
schreite ich rüstig hinan, und ich verweile am Grab.
Ehe der kreisende Mond nur halb seinen Umlauf vollendet,
tat sich in schmerzlicher Hast zweimal die Erde hier auf,
nahm mir im bösesten Frühjahr, das unser Vaterland lebte,
Vater und Mutter hinweg, während der röchelnde Krieg,
der im Verenden sich wälzte, mit seinen schwindenden Kräften
noch in der Ferne mich hielt und mich nicht heimließ ans Grab.
Hier bei den treuesten Menschen liegt auch meine Jugend begraben.
Unwiederbringlich entfloh meine umfriedete Zeit.
Zwar steht am Rande des Waldes, südwärts von hier eine Meile,
strohgedeckt noch das Haus, wo ihr Leben reif ward und schwer;
aber es treten nun Fremde dort die verschlissenen Schwellen,
fremder Schicksale Statt, ward es seit Jahren mir fremd.
Grüßten, wie damals, den Kommenden Linden in stattlicher Reihe,
summten die Bienen wie einst selig im süßen Geblüh,
ständen die Alten, die Treuen, „Willkommen“ rufend am Tore,
dann hielt' der Kreis *dieser* Welt alle Bedrohung gebannt.

Oftmals schreckte den Knaben das Tosen der herbstlichen
Sturmnacht.

Aus dem gefährdeten Schlaf fuhr er geängstet empor.

Wenn sich da draußen die Mühle, die zierkleine, eifervoll drehte,
kam mit dem Klappern ihm bald fliehende Zuversicht heim.

Unter den Händen des Vaters sah er einst staunend das Spielzeug
langsam und kunstvoll erstehn aus dem unscheinbaren Holz.

Heule nur, Sturm! Wer das Wunder der blitzenden Mühle
erschaffen,

wer es in schwindelnder Höh aufrichten konnte am First,
dem ist gegeben, die Mächte des lauernenden Unheils zu bannen.

Siehe, und ich bin sein Sohn! Ruhig drum schlafe ich ein. —

Schlägt ein Untag dem Kinde mit einem schwarzen Erlebnis
grausam erst aus der Hand, was ihm das Heiligste ist,
liegt an die Allmacht des Vaters der Glaube zerbrochen am Boden,
endet die seligste Zeit — und frühe schon kommt dieser Tag.

Bunte Mären der Mutter rufen die schirmenden Geister;
um das geängstete Kind schließen sie licht ihren Kreis.

Scheu in des Dunkels Bereich entweichen die dräuenden Mächte,
und das geborgene Kind ist ihrer Ohnmacht gewiß.

Einmal aber verlieren die Lieder und Mären der Mutter
jäh ihre bannende Macht. Wenn im entzauberten Kreis
preisgegeben der Knabe allein bleibt mit düstern Gewalten,
endet die seligste Zeit — und frühe schon kommt dieser Tag.

Leben der Treuen besinnend, steh ich am Tor ihres Friedens,
und ein geflüsterter Dank schmiegt sich der Stille ans Knie.

Bin ich vorhin unter Linden eilend dem Ziel zugeschritten,
kehr ich mit Muße zurück, grüße die Kreuze am Rand,
gehe hinein in die schmalen, die seitlich entlegenen Steige,
biede das Trauergesträuch leise und sorglich beiseit,
lese aus leuchtendem Goldprunk oder verwitterten Zeichen,
hier an festem Granit, dort an verrostetem Erz,

lese von ragenden Mälern und wirr überwucherten Tafeln
Namen der Toten mir ab, die ich im Leben gekannt.

Weit in das Reich der Entrückten dringt meines Anrufs

Beschwörung,

und wie vorzeiten im Dorf wandeln sie schweigend vorbei.

In ihren grauen, verfärbten, verwitterten Arbeitsgewändern
kommen sie schwerfällig her wie hinterm malmenden Pflug.
Einem, der Schwänke ersann, der windigen Späßen geneigt war,
folgen *zehn* andere nach in unerbittlichem Ernst.

In die versteineten Gesichter sind Spuren bewegteren Lebens
spärlich und kraftlos verstreut, manches hat niemals gelacht.
Wohl bin ich einer der ihren; die Macht des gemeinsamen Blutes
zwingt mich hinein ins Gefolg, läßt ohne Wort mich verstehn.
Aber es gärt im Geblüt mir ein Tropfen fremderer Herkunft,
der seine Fragen erhebt, wo alles zustimmt und schweigt.
So ist mein Wesen nicht gänzlich ins machtvolle Ganze geordnet;
mit dem rebellischen Teil hält es sich draußen und frei.
So tritt ein plötzlich Befremden mich an aus dem Zug des

Vertrauten,

ist mir das tägliche Brot mit einem Wundern gewürzt.
Unter dem dörflichen Leben, das grau sich und einförmig hindehnt,
leuchtet des Schicksals Gewirk bunt und verworren mir auf.

Zwischen den Steinen und Kreuzen das Wandern und Weilen und
Wägen

wird mir zum Umgang im Dorf, wie ihn der Heimkehrer übt.
Prunkende Häuser der Bauern und dürftige Katen der Insten
locken mich unter ihr Dach, geben ihr Leben mir preis.

Treu vom Gedächtnis behütet, ruhten im räumigen Dunkel
Bilder vergangener Zeit, die neu hinausgehn ans Licht.
Siegreich haben die Farben den Angriff der Jahre bestanden;
aber zu manchem Gebild find ich erst heute den Sinn.

Und so gewinnt das Vermögen, sinngebend Welt zu beseelen,
endlich ihr männliches Maß; Sonne steht im Zenit.

Was in der Stille mir zuwuchs, was unter Zagen sich mehrte,
Stauwerk gestaltender Kraft, wartet des kommenden Werks.
Aber verstreut im Vergangenen lagert noch rohes Geschehen,
Unbewältigtes stürzt tief in Beschämung den Geist.

Euer Leben, ihr Toten, das sich verwirrt und umdunkelt,
das sich der Deutung entzog, drängt in das ordnende Licht.
Ungestaltetes Leben wandelt sich willig ins Bildwerk.
Glühe darinnen der Schein, der es zum Sinnbilde weiht!

Dankbarlich rühm ich die Führung, die ich im Leben erfahren.
Sei mir gepriesen, du Dorf, das meine Kindheit umschloß!
Lächelt ihr hochmütig, Städter? Meint ihr, die Buntheit der Märkte
und der betriebsame Lärm, der euch die Sinne erhitzt,
meint ihr, das Fieber der Nächte, das in den flirrenden Sälen
seinen verwirrenden Dunst giftig zu Schwaden vereint,
meint ihr, dies weise den Weg euch hinab in den Fruchtkern des
Lebens,

und das betrogene Dorf müh an der Schale sich ab?
Früh lernt das Kind in der Stadt, die Menschen als Schemen zu
sehen,

Wer denkt dem Schwindenden nach? Eigenes, Wirkliches drängt.
Nichts treibt den Städter, zu wissen vom Manne im oberen
Stockwerk,

und er begnügt sich mit dem, was ihm der Zufall enthüllt,
was ihm ein flüchtiges Treffen verrät auf den Stufen der Treppe,
die noch am sonnigsten Tag in ihrem Dämmer verharret.

Und man erkennt die Bewegung, mit der sich die Rechte zum Gruß
hebt,

und man entsinnt sich der Stimme; aber schon nicht mehr bestimmt.
Stets bleibt im Banne des Dorfes einer dem anderen Nachbar,
und alles Eigne ist fest in alles Andre verstrickt.

Da ist nicht Brudersinn immer, Mittragen, Mittrauern, Mitfreuen;
da wird geneidet, gehaßt; das falsche Zeugnis geht um.

Wird in den Städten das Leben dem Kinde sorgsam verschleiert,
liegt es im Dorfe ihm bloß, zeigt ihm sein wahres Gesicht.

Da ist das nackte, das rote, das grausame, liebende Leben,
und ins Erhabene sieht wie ins Gemeine das Kind.

Frühe schon muß es sich üben, mit oft noch versagenden Kräften
liebend und hassend hinein ins Leben der andern zu gehn,
und das verständige Zuschaun kühler, berechnender Städter
lernt es am Ende nur spät – und in der Schule der Stadt.

Habt euren Frieden, ihr Toten! Schlaft eurem Tage entgegen!
Wieder fällt am Granit kreischend das Tor in sein Schloß.
Nun verdämmert der Herbsttag; der Nebel wird dichter und
dichter;

tiefer senkt er sich hin über das schweigende Dorf.

Auf meinem ziellosen Gange durch seine friedlichen Straßen
seh ich es rundum zum Fest der Heimgegangnen bereit.
Sorgsam gefegt ist das Pflaster der holprigen, kotigen Straße,
sorgsam im Garten vorm Haus sind alle Steige geharkt.
Unter den Dornhecken gar noch, die ihn zur Straße begrenzen,
zeigt sich die deutliche Spur ordnenden Eifers im Sand.
Wohl bezeugt diese Spur auch die enge, dörfliche Ehrsucht.
Hüter der Kirche zu sein, mehrt mit dem Adel die Pflicht.
Unausdenkbar die Schande, wenn an dem Ruhme des Kirchdorfs
Bauern der Hinterwelt gar ernstlich zu mäkeln gewußt!
Lächelt der Fremde belustigt, sind doch in der Sonntagsbereitschaft
Tote aus manchem Jahrzehnt ernst hier und würdig geehrt.
Ehrfurcht lernen die Menschen, sie werden besinnlich und stiller,
wenn sie dem schwarzen Gefährt täglich begegnen im Dorf.
Ratternd in Tagen der Ernte jagen beladene Wagen
rings von den Feldern ins Dorf; seht, das Gewitter zieht auf!
Da schwankt die langsame Fuhre herbei des größeren Schnitters;
und der betroffene Knecht schämt sich der kleinlichen Hast,
bringt seine schäumenden Pferde mit einem Ruck zum Stehen,
faßt mit der Rechten den Zaum, blößt mit der Linken das Haupt.
Nahe am Rande des Grabens, den Dornenhag drüben bedrängend,
läßt er dem Leichengefährten willig das höhere Recht. —
Ehrfurcht lernen die Kinder; den dreisten, lärmenden Anspruch
auf ihrer Spiele Gebiet würdigt der Tod keiner Acht.
Wenn er sie zwingt, seinem Wagen die Breite der Straße zu räumen,
fällt das Verstummen sie an, stehn sie betreten am Rand.
Mächtiger greifen die Bäume mit jungen Wurzeln ins Erdreich,
wenn ein Schauer vom Styx früh ihre Blätter durchweht.

Liebevoll und mit Weile im schneller wachsenden Dunkel
kehrt der Bauer gemach zum letzten Male den Hof.
Einmal tat es der Knecht schon; aber der achtlose Bursche —
kennt ihr der Dienstjungen Art? — hat zwischen Diemen und Stall
wieder zur Stunde des Fütterns mit Halmen verunziert die Steige.
Ja, wohin käme der Hof ohne das Auge des Herrn!
Nun ist das Werk denn vollendet; der Bauer lehnt auf den Besen,
und seine Pfeife glimmt hell wie in Befriedigung auf.
Aus der geöffneten, oberen Hälfte der seitlichen Stalltür

wallt, schon mit Nebeln gemischt, sichtbar der Stalldunst hervor.
Einsam in rötlicher Trübe schwankt eine Laterne am Balken,
käuender Kühe Geschnauf kündigt der Sättigung Lust.

Aber noch gieren die Schweine mit Schreien und wüstem Getöse;
gutmütig schilt eine Frau, und in den Trog schwappt der Trank.
Jäh verstummt das Getöse; man hört nur den schmatzenden Eifer.
Noch ein verloren Gequiek, ein Mahnwort – und alles wird still.
Sinnend verharret noch der Bauer an seinem Platz auf dem Hofe,
freut sich im Ofen der Glut, freut sich des Lichts im voraus.
Hinter den noch nicht verhangenen Fenstern die tägliche Stube
hebt einer Lampe Geleucht freimütig mir in den Blick.

Schief, mit gefälteter Stirn, sitzt ein Kind vor der mahnenden Tafel,
unschlüssig dreht es im Rund der gespitzten Lippen den Stift.

Oben, hier links ist der Anfang des unabsehbaren Irrwegs,
den sich mit lautem Gekreisch stolpernd der Schieferstift bahnt.

Zagend durch zahllose Fährnisse folgt seinem Wege die Seele,
hält manchmal inne, erschrickt, glaubt sich unrettbar verirrt.

Aber es findet zuletzt doch am festlich gewaschenen Rahmen,
freudig verstummend, der Stift nach langem Geschwank wieder

Halt.

Und durch ein winziges Schlupfloch, unten, dort rechts in der Ecke,
windet die Seele sich schnell so in den Sonntag hinein,
wie einer Eidechse Huschen über besonntes Gemäuer
am übersehenen Spalt in die Geborgenheit führt. –

Unter dem Vorsprung des Strohdachs, wo der gepflasterte Streifen,
sorglich nach außen geneigt, träufende Wasser entführt,
naht sich der Vater dem Fenster und säubert mit gründlichem

Scharren

seine Pantoffel vom Schmutz, sieht durch die Scheiben sein Kind.

Kehrt er dem Späher den Rücken, so weiß ich doch sicher: er lächelt.
Schon faßt die Hand an den Griff; aber noch zaudert der Fuß.

Letztes, säuberndes Kratzen! Dann klinkt er entschlossen

die Tür auf.

Ruhig und lächelnden Blicks reicht ihm sein Friede die Hand.

Eins nach dem andern im Finstern erleuchten sich rundum die

Fenster.

Naht ein verspäteter Knecht sich von den Feldern dem Dorf,

irgendwo in dem Gemäuer des schroffen, feindseligen Dunkels
winkt ihm ein tröstliches Licht, wölbt sich ein friedliches Tor.
Unter ihr Flügeldach sammelt Gluckhenne Dorf ihre Küchlein.
Ich aber kehre mich ab, ach, und mein Ziel ist die Stadt.
Doch wär ich wirklich verstoßen, wär ich der Heimat verwiesen,
müßt ich ins Elend hinaus, sicher, es sagte mein Fuß.
Aber nun schreite ich rüstig dahin auf der nachtschwarzen Straße,
ohne Gedenk und Geheiß formen die Lippen ein Wort,
das mir schon wunderlich vorkommt, ehe es ganz noch verklungen.
Stauend horch ich ihm nach. Hieß es nicht: „Heim in die Stadt?“
Unter Gelebtem verschüttet fern liegt die Stunde des Aufbruchs.
Still lag im Dämmer das Dorf; Linden umrauschten das Haus.
Tief noch von Träumen verwirrt, trat ein Knabe hinaus auf
die Straße,
stand mit erwachendem Sinn schon im Gewühle der Stadt.
Ob ich das wollte? Wer sagt mir's? Ich weiß dieser Frage nicht
Antwort.

Da mir die Führung befahl, habe ich schweigend gehorcht.
Hab ich die Städte verunglimpft, so gebe ich ihnen nun Ehre:
Jede Entscheidung der Zeit wird in den Städten gefällt.
Was unsre Dörfer bewahren auf tragender Ebne des Daseins,
hoch türmt die Stadt es und spitz zu den Entscheidungen auf.
Formende Hände umgreifen den ungestalteten Tonblock,
und das kommende Antlitz dämmert herauf in die Zeit.
Hier muß ich leben, im Kampf stehn. Was ahnen wir von den
Siegen?

Sei unser Leben nur stet, männlich und tapfer geführt!
Und allen Narben zum Trotze, den Zeugen vergeblichen Ringens,
lieben wir dennoch den Ort, der unsre Mühsal gesehn.
Wenn ich hinfort auch beim Rasten einmal das Antlitz noch wende,
fliegt mit dem flüchtigen Blick wohl auch ein Heimweh zurück.
Strenge gerichtetem Wandern, nimmermehr frommt ihm die
Umkehr;
nicht das Gewesene birgt, was unsre Mühsal belohnt.
Und du mein Tor in den Frieden, ersehnt und erschrien und
ersungen,
liegst in der kommenden Zeit, ferne — und jenseit der Stadt.

KÖNIG CHRISTIAN DER ZWEITE IM TURM ZU SONDERBURG

In meiner frühen Jugend erzählte mir mein Vater von einem König, der in langer Gefangenschaft bei endlosem Wandern um den runden Tisch seines Kerkers der steinernen Platte dieses Tisches mit dem Finger nach und nach eine tiefe Rille einschliff. Da meine Seele noch im Märchenlande lebte, stellte die Phantasie das Leben des früher einmal doch auch freien Königs in einen überirdischen Glanz und stattete den Kerker mit einer Düsterteit aus, die wiederum auch jenseits aller Wirklichkeit lag. Ich dachte, es könne nie ein Mensch Ungeheuerlicheres erlebt haben als dieser König, da er aus hellstem Licht in die äußerste Finsternis hinausgestoßen wurde, und wenn ich später in der Schule vom Heulen und Zähneklappern am Ort der Verdammnis hörte, so trat mir Christian II. von Dänemark wieder vor die Augen.

In die düstere Ballade dieses Lebens kam es für mich wie ein lichter, volksliedhafter Ton durch die Liebe der Düweke, der kleinen Taube. Auch dieses Mädchen aus dem Volke entwuchs mir ins Märchenhafte. Düweke starb früh eines gewaltsamen Todes. Dennoch war ihr aufgegeben, die Seele des Gefangenen zu erlösen, und wenn ich mit dem armen König mitleidig eine Nacht wachend verbrachte, so meinte ich zuweilen ein Taubengurren zu hören, das den nahenden Tag und in ihm die Erlösung anzeigt.

Und noch ein Drittes wäre zu sagen. Das Leben gab mir später – gleichnishaft gesprochen – fast sechs lange Jahre hindurch Gelegenheit, im Kerker um einen Steintisch zu wandern. Ich meine, damals mit der eigenen Gefangenschaft zugleich von dem unendlich fürchterlicheren Kerkerschicksal dieses Königs etwas begriffen zu haben.

Und das geschichtliche Bild des gefangenen Königs?

Christian II., der für kurze Zeit die Kronen Dänemarks, Norwegens und Schwedens auf seinem Haupte vereinigte, wurde nach wenigen Jahren des Glanzes und der Fülle das Opfer der eigenen Maßlosigkeit, einer Maßlosigkeit, die zwar mit seinem Charakter von vornherein gegeben war, die aber gewiß vom ungebärdig hervorbrechenden Lebensgefühl der Renaissance her Bestätigung und Steigerung erfuhr. Dieser König, Schwager Kaiser Karls V., stand am Scheideweg

der Zeiten; er mußte in seiner feurigen und bei aller Wildheit ungemainen Seele den Kampf der entfesselten Zeitgewalten in letzter Schärfe auskämpfen und dabei unterliegen. Mit- und Nachwelt haben sich über seine Gewalttaten entsetzt. Aber er hat die Schuld, von der er nicht freigesprochen werden kann, durch den jähen Sturz von der Höhe in eine fast zwei Jahrzehnte währende Gefangenschaft gebüßt. An dem Maßlosen nahm das herausgeforderte Schicksal maßlose Rache.

Wenn die Geschichte von der Spur des schürfenden Fingers im Stein nicht weiß, wenn sie das Düweke als einen nicht sehr belangreichen königlichen Zeitvertreib abtut, so meine ich doch, daß die dichtende Volksseele gerade hier der Wirklichkeit eines Schicksals ganz nahe gekommen ist. Es könnte auch sein, daß der seinen Quellen treu ergebene Historiker sagte: In diesen Gedichten äußert Christian II. Dinge, die ihm nach dem, was von seinem Leben vor der Gefangenschaft verbürgt ist, nicht in den Sinn gekommen sein können. Ich frage: „Wer will das entscheiden?“ Dies ist nicht mehr eine Angelegenheit der geschichtlichen Quellen. Hier kann auch der Ungelehrte mitreden, wenn er die durch das Leid erzwungenen Wandlungen des eigenen Herzens still und lange genug überdacht hat.

I.

Immer im Kreis um den Steintisch herum!
Immer die Frage: Warum? Warum?

Nacht macht die Stimmen des Tages stumm.
Nie schweigt im Herzen die Frage: Warum?

Salz der Erde wird in mir dumm.
Ich bin ein König im Kerker. Warum?

So hieß mein Auftrag: „Der Welt Bahn ist krumm.
Bieg du sie grade!“ Warum ich? Warum?

Fern aus Erinnerung Glockengesumm:
Krönung! Drei Kronen! Verloren! Warum?

Ein Feuerrad geht mir im Kopf herum,
die ratternde Frage: Warum? Warum?

Immer das Eine, nie wird es stumm,
immer im Kreis um den Steintisch herum.

II.

Gedankenlos zuerst ließ ich im Wandern
den Finger auf der runden Platte schleifen.
Tag kam zu Tagen, Monde zu den andern,
und Jahre wurden ohne mein Begreifen.
Als mich im Glanzgranit ein duffer Streifen,
bleibende Spur vergessnen Tuns, erfreute,
da stieß aus seinem tatenlosen Schweifen
mein Wille zu und schlug sich seine Beute.

Die nährt ihn nun, nährt ihn mit einem kargen,
verfaulten Fraß in Düsternis und Stille.
Wer könnte ihm den Ekel wohl verargen?
Doch hier ist keine Wahl. Friß, friß, mein Wille!
Der duffe Streifen wurde schon zur Rille,
und tiefer gräbt mein Finger sein Geleise.
Spiel eines Tatenlosen? Eine Grille?
Der Todesernst des Wahnsinns zieht die Kreise.

Die hirnverrückte Hoffnung aber wittert
trotz allem einen Tag, da es den Reifen
am Rund des Steins verheißungsvoll durchzittert,
da er nach letztem Schürfen, Schaben, Schleifen
vom Tisch gelöst wird und im Sturz zersplittert.
Und in den Glanz des Morgens aufgesprungen
stehn Fenster, die das Schicksal mir vergittert.
Dann hat mein Fleisch und Blut Granit bezwungen.

Halt ein! Steh still! Und laß dich nicht mehr narren,
du, König Christian, namenlos betrogen!
Hier magst du deutend auf den Kreis hinstarren,
den deine Finger in den Stein gezogen!
Hier, in Verzweiflung, sollst du ihn erharren,
den kühn ins Hoffen ausgeschwungenen Bogen.
Dort kehrt er knirschend heim. Laß du den Siechen
in seines Ursprungs Dunkel sich verkriechen!

III.

Nun sinkt die Nacht auf meinen Jammer.
Komm nicht im Traum, du Bischof von Hammer!

Bluthunde hab ich auf dich gehetzt,
hab es gebüßt. Laß mich schlafen jetzt!

Still sei die Nacht, und der Traum mir mild!
Bild der Düweke, sei du mir Schild!

Traumtiefe Nacht! Durch das Herbergszimmer
leuchtest du im Sternenschimmer.

Süße Frucht, mir seit Jahren vertraut!
Du lachtest mit deinem Taubenlaut.

Gut klang dein Lachen, töricht und tief,
bis mich der Tag in die Rüstung rief.

Wo liegt die Kammer? Vergaß ich den Ort?
Vor Aggershuus, hoch überm Oslo-Fjord!

Aggershuus? Wehe, du böses Wort!
Nehmt die Gehenkten vom Galgen fort!

Sie verklagen vor Gott dem Herrn
Dänemarks König Christiern.

Oh, da bist du, Bischof von Hammer!
Weh meinem Traume! Endloser Jammer!

IV.

Es ging durch meine Zeit ein mächtig Tagen:
der starke, schöne Mensch, vom neuen Wissen
um alte Herrlichkeit emporgerissen,
darf um der Schönheit willen alles wagen.

Ich habe früh in stürmischem Befragen
des Priesters erstes Buch Latein zerschlossen.
Südwind sang hell in Nordlands Finsternissen,
und schnell verstand ich, was er hergetragen.

Und meine junge, jache Seele brannte,
wenn sie im Sohn des Papstes sich erkannte,
dem wilden Jüngling, der sich Cäsar nannte.

Nun predigt wieder irreführtem Toren
der deutsche Mönch, dem ich doch abgeschworen,
und das Gewissen schreit: Du bist verloren!

V.

Römischer Kaiser, mein stolzer Schwäher,
weißt du um mich durch deine Späher?
Sieh, es steht so:
Christian macht noch zu jeder Stunde
im Kerker um seinen Steintisch die Runde,
wird nie mehr froh.

Wie hat mein Leben sich schlimm gewendet!
Dein ist das Reich, drin der Tag nicht endet,
mein das Verlies.
Aber ich fleh nicht mehr: „Rette mich, rette!“
Des zum Zeichen zerreiße ich die Kette
vom goldenen Vlies.

Jeder ist einsam. Dein Eulensinn grollte,
wenn ich mit Jubel emporstoßen wollte
ins Frührot hinein.
Wo ich zu feurig die Speichen faßte,
war es dir Freude, der kluge, verhaßte
Hemmklotz zu sein.

Und trotz allem, mein stolzer Schwäher,
kommt schon dein Schicksal dem meinen näher,
ich rufe dich.
Was mir entrissen, wirst du verlassen.
Du gehst die letzten und düstersten Gassen
einsam wie ich.

VI.

Immer war im Heute mir das Morgen
schon ein Pfand der Ziele und der Sorgen,
meine Zukunft fraß die Ungeduld.
Hatte ich den neuen Tag empfangen,
stürzte schon das Gestern, kaum vergangen,
ohne Rettung in den Schlund der Schuld.

Und die Stunde? Sagten meine Hände
scheu dem Fruchtrund ihrer weißen Wände
eine Hoffnung und ein leises Lob,
barst der Stäubling, falsches Bild der Fülle,
und aus allen Rissen seiner Hülle
hoch die Wolke braunen Moders stob.

Düweke! Festliche Glocken tönten
in drei Ländern über dem Gekrönten.
Arme Magd, was warst du meinem Glanz?
Der Lebendige erst in seinem Grabe,
der Geschändete begreift die Labe,
fühlt die Schönheit deiner Gabe ganz.

Jede Stunde, die du mir gespendet,
war in sich gerundet und vollendet,
war wie Apfel kühl und süß und hart,
war dem jäh und wunderbar Befreiten
in dem gnadenlosen Sturz der Zeiten
stille Schwebe, holde Gegenwart.

VII.

Du Turm, darin ich verglühe,
darin ich die Hölle erlitt,
ich sah dich in kühler Frühe
einst drüben von Sundewitt.
Welch Gruß, der sich nach wüster,
durchzechter Nacht mir bot!
Wie standst du, Turm, so düster
vor flammendem Morgenrot!

Im Frührot, das die Ahnung
des schönsten Tags gebracht,
steht mein Geschick wie Mahnung
an Tod und frühe Nacht.
Ich steh im Schrei der Eulen,
ein blitzgetroffener Turm,
und meine Risse heulen
Verzweiflung in den Sturm.

Wo Zeit von Zeit sich scheidet,
verfall ich, so verflucht,
daß guter Geist mich meidet,
der böse nur mich sucht.
Gerank wie Glück und Glaube
ist lang an mir verdorrt.
Nie mehr streicht eine Taube
um den verruchten Ort.

VIII.

Gift eure Waffe? So wehre ich mich.
Einst kommt die Zeit meiner Rache,
da ich dem Henker mit einem Strich
der Feder wie damals fürchterlich
geschäftige Tage mache.

Ein Kopf, von der Spitze des Speeres gestützt,
schwankt hoch durch Kopenhagen.
Dem Stadtvogt, der Düweke nicht geschützt,
und dem also ein Kopf nicht nützt,
wurde er abgeschlagen.

Durch Stockholm gellt das Todesgeschrei.
In den Gossen Blutbäche schwellen.
Was kümmert mich Adel, was Hochklerisei?
Heut ist Gerichtstag. Henker herbei!
Köpft das Gezücht der Rebellen! —

Wer fragte je nach meiner Last,
nach dem Werk, das mir aufgetragen?
Kurz ist das Leben. Ihr rietet zur Rast.
Ich mußte bebürdet, in fliegender Hast
nach fernen Zielen jagen.

Alles Gesindel, zum Bunde gesellt,
tuschelte, lag auf der Lauer,
bis es mir schlaue seine Schlingen gestellt.
Nichts galt mein Werk ihm, nichts meine Welt,
nichts meiner Schöpfungen Dauer.

Das will gerächt sein. Noch bin ich nicht tot! —

— — — — —
„Mein“, spricht der Herr, „ist die Rache!“
Nichts ist mehr mein. Gespött mein Gebot,
und nur des einsamen Sterbens Not,
das ist noch *meine* Sache.

IX.

„Die Halfter an den Krippen sitzen lassen!“
Dies Wort von mir lief in der alten Zeit
die Straßen, Märkte, Schänken und die Gassen.
Ja, auch bei Nacht blieb ich zum Ritt bereit.

Ich brach Gedanken, groß und unbehauen,
gleich rohem Fels aus meines Hirnes Schacht;
ich warf sie in die Zeit zu raschem Bauen
und sah zu spät der Trägheit böse Macht.

Ein kostbares Jahrzehnt hab ich verloren,
hab widerwillige Hilfe hergezerrt.
Ich heulte an des eignen Reiches Toren
gleich einem Hunde, den man ausgesperrt.

Nun siebzehn Jahre hier! Was ist geblieben
von meinem Bau nach dieser wüsten Zeit?
Die Quadern sind zu feinem Sand zerrieben
und hingespült in die Vergessenheit.

Einmal wohl trieb ich unten in den Brüchen
durch falschen Schlag den Spalt ins Höllentor,
und immer nun auf schwefligen Gerüchen
schwebt er, der schwarze Fürst, zu mir empor.

Du schlägst mich, Schicksal! Hast du noch die harte,
die trotzig Schale nicht vom Kern entfernt?
Suchst du Geduld, so bist du der Genarrte.
Denn sieh, Geduld hab ich noch nicht gelernt.

X.

Geht meinen Weg mit Weh und Ach,
zählt zeternd mir die Galgen nach,
die ich am Rand errichtet!
Ihr seht die Späne nur und greint.
Das Zimmerwerk, das ich gemeint,
das habt ihr mir vernichtet.

Nicht Edler nur und Priester gilt.
Wer Bürger mir und Bauern schilt,
dem fahr ich in die Rede.
Mir stand im Weg die Hansenbrut,
der frechen Holsten Übermut,
im Weg stand mir der Schwede.

Mir war das Baltenmeer bestimmt,
und was auf *meinem* Meere schwimmt,
bleibt immer nur gelitten.
Mein Königsrecht hat bübischer,
hat gleißnerischer lübischer
Kauffahrergeist bestritten.

Ich bin mit allem Überschwang,
mit meines Herzens heißem Drang
der Welt Gespött geworden.
Und wenn mein Leben auch zerbrach,
noch steht mein Stolz. Auf euch die Schmach,
drei Länder ihr im Norden!

XI.

Einst ist von fahrendem Volke im Schloß
ein seltsames Lied mir erklungen.
Es sagte von einem Kaisersproß,
der noch im Kerker gesungen.
Ketten war über den Singemund
keine Gewalt gegeben.
Aus modrigem Dämmer zu jeder Stund
stieg Jubelgesang an das Leben.

Welch ein Sehnen wird in mir laut?
Bin kein sizilischer Knabe.
Nordlandskönig, in Fesseln ergraut,
krächze du wie ein Rabe!
Mir steht zum Wohllaut der Weg nicht frei,
mir ziemt die gellende Lache,
mir ziemt das hämische, heische Geschrei
eines Betrognen um Rache.

Klar wie die Augen das Leben sahn,
sehn sie zum Letzten die Wende.
Gott, erbarme dich, schick einen Wahn
als Linderung mir für das Ende!
Gib mir nach Bechern mit bitterstem Weh
in ihm einen Tropfen der Süße!
Wirble den Wahn hehlend wie Schnee
auf die Spur meiner blutenden Füße!

XII.

Im Zwölfklang der Glocke dein Name scholl.
Düweke! Nun ist die Runde voll.

Aber es rasten in dir nicht die Weiser.
Und ich muß weiter zu Kurfürst und Kaiser.

Muß mit den Lübschen feilschen um Geld,
muß zu dem Galgen der Ahlefeld.

Weiter zu weiteren Missetaten,
zu allem, was mir übel geraten.

Muß nach Oslo, nach Stockholm reiten,
daß die drei Kronen mir nicht entgleiten.

Jedem Dänen, der mir noch grollt,
muß ich erklären, was ich gewollt.

Lügner ist, wer mich Bluthund genannt.
Düweke fragt, sie hat mich gekannt!

Düweke! Da dein Name erscholl,
Schließt sich die Runde, die Stunde ist voll. —

Leise verzittert das Glockengesumm.
Weiter, ihr Weiser, im Kreise herum!

Weiter, Kong Christiern, mit stetem Warum
immer im Kreis um den Steintisch herum!

Bin nur ein einziges, schrilles „Warum“?
Greif zu, mein Gott, mach mich stumm!

BLAISE PASCAL
BLICK AUF DIE STERNENBAHN EINES MENSCHENGEISTES

WIDDER

Misères d'un roi dépossédé . . .

Irrtum hat zähe Stein auf Stein geschichtet,
und was ihm half, schlug rasende Verblendung.
Nun prahlt das Werk in höhrender Vollendung,
und finster steht die Zwingburg aufgerichtet.

Was in der Nacht entstand, es sei vernichtet!
Erwachter Geist, so bringe du die Wendung!
Der Sturm auf dies Gemäuer ist die Sendung,
zu der gefangne Wahrheit dich verpflichtet.

Umschwirren Pfeile dich verborgner Späher,
treib du, als alle Widrigkeiten zäher,
das wuchtende Gerät den Mauern näher!

Schlag Bresche, steig in die Verliese nieder,
entkette der Gefangenen die Glieder,
gib hohe Wahrheit ihrem Throne wieder!

STIER

Que deviendra donc l'homme?

Den Geist bestürzt des Auftrags schwere Bürde.
Wer kann des Lebens Stierkraft denn beschwören?
Und wollten Urgewalten sich empören,
so weiß der Geist, daß er zertreten würde.

Es kann der Stier die schwachgefügte Hürde
mit einem Stoß zersplittern und zerstören.
Der Rasende wird keinen Zuruf hören,
und wir stehn hilflos da mit unsrer Würde.

O Widersinn, daß immerdar dem Hohen,
dem Form- und Geistdurchwalteten die rohen
und niedern Mächte Untergang androhen!

Und hat Herodes den Befehl gegeben,
muß selbst das Heil der Welt in Bängnis beben,
und alle Schergen stehn ihm nach dem Leben.

ZWILLINGE

L'ambiguïté suprême!

Dies war nicht Rausch, nicht Traum. Du tratst in wacher
und klarer Nacht zu mir im Feuerkleide.
Nun seh ich in der gleichen Glut euch beide:
den hohen Herrn und seinen Widersacher.

In dieser Maske höhnt nach tausendfacher
Vermummung nun der Böse: Unterscheide!
und treibt um unser Heil zu ewigem Leide
in der Gestalt des Höchsten seinen Schacher.

Der Zwillingstrug, der ärgert und erheitert,
wird, da er in das Jenseits sich erweitert,
zum Fluch der Flüche, dran die Seele scheitert.

Er fahre auf, der Mensch, der das vertraute
Bild des Gehörnten ruhevoll beschaute!
Oh, daß der frommen Einfalt *einmal* graute!

KREBS

S'il s'abaisse, je le vante.
Juge de toutes choses . . . Dépositaire du
vrai . . . Gloire de l'univers . . .

Verzweifelst du an deiner Mißgestaltung,
verführt sie dich zu bitterem Gelächter,
so wisse du: bei einem guten Wächter
steht deine letzte Form in Vorbehaltung.

Glut löst den Panzer dir aus der Erkaltung,
und in den neuen Fluß greift ungeschwächter
Verwandlungswille, Starrem ein Verächter.
Mensch, du bist Keim unendlicher Entfaltung.

Berufen du, den Herrn zu offenbaren,
auf Wegen über dich hinaus erfahren,
ein treuer Wahrer du dem Ewig-Wahren!

Im argen Siechenhaus du ein Gesunder!
Im Labyrinth dem Ausweg du Erkunder!
Auf kleinem Sterne du das große Wunder!

LÖWE

Par l'espace, l'univers me comprend
et m'engloutit comme un point;
par la pensée, je le comprends.

Wie könnte meinem königlichen Schweifen
die arme Erde *ihre* Grenzen ziehen!
Ein größer Reich ist meiner Macht verliehen,
und diese Erde kann es nicht umgreifen.

Sie ist mir Wagen. Unter seinen Reifen
ist zages Funkensprühn zur Glut gediehen.
So will ich unter Donnermelodien
in jacher Fahrt durch meine Räume streifen.

Zwölfmal ist Umschau, wenn am Rand die bleichen,
verstörten Sterne unter sondern Zeichen,
aus Angst gesellig sich die Hände reichen.

O Sonne, du allein Begehrte! Weise
den graden Zugriff ab, verbieg die Gleise!
Doch wisse, daß ich spähend dich umkreise!

JUNGFRAU

L'homme passe infiniment l'homme.

Wie eine Festung, Gott, umhegt dich Schweigen.
Und wenn mein Geist zum Sturm die Kräfte scharfe,
so müßte das gewaltsam Offenbarte
nur in ein tieferes Geheimnis zeigen.

Da meine Manneswünsche sich versteigen,
so schlag mir aus der Hand, was Stolz sich wahrte,
so mache als die Heiligem versparte,
dienende Magd die Seele dir zu eigen!

Und darf der Geist deine *Gestalt* nicht meinen,
so mög dein *Schatten* gnadenvoll erscheinen,
mit der erlösten Seele so sich einen,

daß in ihr wachsend die Gestalt erstehe.
Was ihrer wartet, alles, Lust und Wehe,
kommt ihr aus deiner Hand, Herr. „Mir geschehe!“

WAAGE

Entre ces deux abîmes de l'infini et du néant!

Hier ist die Mitte. Du mußt Stand gewinnen!
Vom Tier zum Engel geht das große Schwanken.
Und aus dem Himmel reißt durch alle Schranken
der Waage Spiel dich höllwärts von hinnen.

Hier in der Mitte sollst du dich besinnen!
So sammle um die Angel die Gedanken!
Zeig du der Welt, der schwer am Schwindel kranken,
in die gesunde Schweben ein Entrinnen! —

Wie soll im wilden Spiele der Gewalten
der Preisgegebene die Waage halten,
wie die verlorne Einheit neu gestalten?

Ach, immer bleibt ein Zweifel, nie geschlichtet,
und immer ist der Wille zwiegerichtet,
und immer ist der Weg uns zwiebelichtet.

SKORPION

Le silence éternel de ces espaces
infinis m'effraie . . .
Le moi est haïssable.

Verwaiste Erde! Einst von Gott erkoren
und nun verstoßen. Stern nur noch bei Sternen.
Vor dieses Raumes unermessnen Fernen
geb ich dem großen Grauen mich verloren.

Ich hab auf meiner Früchte Rot geschworen,
auf ihre Wohlgestalt. Mir blieb zu lernen:
Es schwärte Bitternis in allen Kernen.
Mir träuft des Unheils Gift aus allen Poren.

Kommt mir nicht nah, arglos und voll Vertrauen!
Ich bin das Gift, der Aberwitz, das Grauen. —
Dürft ich noch einmal Gott im Feuer schauen,

ich würde, was die Stunde will, erkennen,
mit Lust den Stachel in die Brust mir rennen,
am eignen Gift in Gottes Glut verbrennen.

SCHÜTZE

Mais quand l'univers l'écraserait, l'homme
serait encore plus noble que ce qui le tue,
parce qu'il sait qu'il meurt.

Da Ahnung frühen Todes mich umschauert,
gebietet sie mir schmerzliches Verzichten.
Mir bleibt nicht Zeit, das Gastmahl euch zu richten.
Mich ruft die Jagd, so lang der Tag noch dauert.

Der Jäger, der verborgenen Horst umlauert,
zählt Warten und Geduld zu seinen Pflichten.
Mich drängt die Zeit. Ich muß mein Werk verrichten.
Ach, keine Stunde scheidet unbetruert.

Darf ich mit Muße nicht mein Wild beschleichen,
so muß mein Pfeil es unter bösen Zeichen
in freiem Fluge irgendwo erreichen.

Macht ihr euch meine Beute einst zur Speise,
sorgt der vergeßne Pfeil, daß einer leise
die Dankbarkeit in mein Entrücktsein weise.

STEINBOCK

Il y a un chaos infini qui nous sépare.
Il se joue un jeu, à l'extrémité de cette
distance infinie, où il arrivera croix ou
pile. Que gagerez-vous?

Erkennen ist das große Abenteuer,
stets neue Flucht aus ebenem Behagen
ins Hochgebirge, wo die Felsen ragen,
weglose, drohend-schöne Ungeheuer.

Und der Erkennen muß in immer neuer
Spieleidenschaft fernab von zagem Fragen
allen Gewinn zu neuem Einsatz wagen.
So speist er mit Besitz der Wünsche Feuer.

Hier fügt sich in genießerischer Weile
nicht Schritt an Schritt zur leichtbezwungenen Meile,
und nur des Sprunges Wagnis führt zum Heile.

Nur den Besessenen, die ohn Erblassen
den Schlund der Selbstvernichtung drohen lassen,
ist es vergönnt, im Drüben Fuß zu fassen.

S'il se vante, je l'abaisse.

Ihr jubelt: Wahrheit! Ist sie denn gefunden?
Bis sie sich findet, bindet wohl ein dreister
Irrtum an Ordnung zügellose Geister,
wenn alle gleichen Glauben ihm bekunden.

Der böse Trieb zur Macht ist überwunden?
Er meint sich immer selbst, und lächelnd weist er
auf die Gerechtigkeit als seinen Meister,
hat er erst ihre Maske umgebunden.

Ich bin der Wassermann. In wüster Schänke
betrügt euch flüchtiger Rausch durch seine Ränke.
Ich schütte salzig Wasser ins Getränke.

Knöcherner Hand klopft warnend an die Scheiben.
Der Tod steht draußen, sieht das eitle Treiben.
Der Tod ist ernst – und ihr sollt nüchtern bleiben!

FISCHE

Certitude . . . joye . . . certitude . . .
sentiment . . . paix . . . joye . . .
Dieu Jésus Christ!

Den Krug zu füllen, steh ich nachts am Strande.
Kommt doch der Morgen? Ja, die Sterne bleichen.
Da sehe ich als heiliger Hoffnung Zeichen
den toten Fisch vor meinem Fuß im Sande.

In seiner Gottheit leuchtendem Gewande
geht er, der Sinn, den Bilder nie erreichen,
leibhaft auf Meeren; Liebe ohnegleichen
sucht mich am Rande in der tiefen Schande.

Gelobt sei Christus, den die Meere tragen!
Er winkt und lächelt Stärkung in mein Zagen.
Ich komme, Herr! Kein Wägen und kein Wagen

gilt, wo die Wunder deiner Gnade walten.
Und sink ich zweifelnd ein im Ungestalten,
du, Auferstandner, willst die Hand mir halten.

INHALT

Vorwort des Herausgebers	5
------------------------------------	---

NUN PREIST VERSÖHNT EIN JAHR ALS WOHLGERATEN

Eislauf	15
Frühlingsbeginn an der Waldemarsmauer	16
Märztag	17
Weide am Bach	18
Der Ungebärdige	19
Tag im April	20
Grüne Birken vor dunklem Tannenwald	21
Stäubender Roggen	22
Johannistag	23
Blühende Linde	24
Sommer	25
Tiefer Sommer	26
Im Luhnstedter Forst	27
September	28
Letzter blauer Tag	29
Abend im August	30
Fledermäuse am Abend im August	31
Die Spinne I.—IV.	32
Fallende Frucht	36
Tag der Fülle	37
Blick über herbstliche Gärten	38
Herbstabend mit meinem Kinde	39
Fruchtbaum im Herbst	41
Gleich einer Birke im Herbst	42
Herbstliches Ungenügen	43
Herbstlicher Heimfall	44
Herbstwiese im Poitou	45
Wilder Wein im Herbst	46

Einsamer Schlehdorn im Grund	47
Nächtlicher Schneefall	48
Weihnacht	49

WOHER DEIN BEBEN, BAUM?

Rantzaus Eiche	50
Schöner von Boskop	51
Akazie	52
Weidenbaum	53
Kastanie im Oktober	54
Das Blatt	55
Gewachsene Weisheit	56
Baum im Entsetzen	57
Gezeichneter Baum	58

DER GUTE TOD — MACH DIR SEIN BILD ZU EIGEN

Der tägliche Tod	59
Der Weg in das Wahre	60
Das Fest am Strande	61
Heimkehrendes Schiff vor Cuxhaven	62
Abnahme einer Totenmaske	63
Totenmaske: Blaise Pascal	64
Totenmaske: Josef Kainz	65
Die Augen auf den Tod gerichtet	66
Einer kommt noch	67

MEINE MUTTER IST DIE NACHT

Am Abend	68
Fernes Wetterleuchten	69
Tag, Schlaf und Traum	70
Einschlafen	71
Im Schoße der Nacht	72
An die Nacht	73
Um Mitternacht	74
Zum Ruhm der Dunklen	75
Selige Nacht	76
Begegnung im Traum	77

Muttermächte	79
Morgendämmerung	80
Dezembernacht	81
Adventsnacht	82

NUN STEHT DIE WELT IN BRAND

Nachtwache	83
An die Stille	85
Das kleine Licht	86
Unverdunkelte Stadt	87
Die Saat	88
Inferno	89
Babylon	90
Gebet um Tränen	91
Auf dem Ararat	92
Die Nacht auf dem Felde	93
Herbst des Jahres 1945	
1. <i>Eschatologische Schauer</i>	94
2. <i>Verheißung des Advent</i>	95
3. <i>Das Wunder der Geburt</i>	96
Amphion	97

AUS FERNEN IST EIN RUF AN MICH ERGANGEN

Der Waldrand	98
Der Kreis	100
Glühwürmchen	101
Die Sanduhr	102
Der Himmel ist unter uns	103
Der große Sünder spricht:	104
Das Neugeborene	105
Der Unbehauste	106
Coincidentia oppositorum	107
Ewig	108
Botentreue	109
Im Bunde mit Gott	110
Was weiß der Strom von meinem Ziel?	111
Abendmahl	112

Wiedersehen nach vierzig Jahren	150
Kleine Wolke im Abendrot	151

VON DER BERUFUNG SCHWEREM DOPPELSINNE

Die Versuchung des Hans Brüggemann	152
Madonna am Portal des Straßburger Münsters I. und II. . .	154
Madonna in Breslau	156
Klosterkirche in Niederalteich	157
Vor dem Denkmal Platens in Ansbach	159
Michelangelo in der Nacht	160
Camoëns	
1. <i>Schuldhaft</i>	161
2. <i>Verbannung</i>	162
3. <i>Schiffbruch vor Goa</i>	163
Asam in der Klosterkirche zu Weltenburg	164
Die Sammlung zum Werk	165
Der Brunnen	166
Traumwandlei	167
Similitudes	168
Was mußte sich vereinen?	169
Das Ungesagte	170
Schöpferwahn	171

VOM WOHLGETANEN WERK DER VERWANDLUNG

Die Lebensmächte und das Wort	172
Vom dunklen Grunde	174
Herd und Altar	175
An den November	176
Meine Ahnen I. und II.	177
Preis der Enge	179
Der Teich	180
Seerosen	181
Wagnis des Wortes	182
Das Gedicht	183
Deutsche Sprache	184
Schrei oder Schweigen	185
Flüchtige Heimkehr	186

SCHÖNHEIT KENNT KEIN VERWEILEN

Schönheit	187
Möwenflug	189
Admirale I. und II.	190
Sonnenuntergang	
1. <i>Gefängnis</i>	192
2. <i>Verrat</i>	193
3. <i>So laßt uns dürsten</i>	194

EINE BRÜCKE! DUNKLE WASSER FLIEHEN . . .

Donaubrücke bei Beuron I. und II.	195
Auf einer Brücke im Nymphenburger Park	198
Alte Brücke im Poitou	199

WEIT IST UND ENG IN EINEM DIE WELT

Ostsee	201
Kappeln an der Schlei	202
Morgenschläfers Winterpreis	203
Zwischen Nord-Ostsee-Kanal und Eider	206
Jenseit der Stadt	209

KÖNIG CHRISTIAN DER ZWEITE IM TURM ZU SONDERBURG

I.—XII.	217
-----------------	-----

BLAISE PASCAL

BLICK AUF DIE STERNENBAHN EINES MENSCHENGEISTES

Widder	231
Stier	232
Zwillinge	233
Krebs	234
Löwe	235
Jungfrau	236
Waage	237
Skorpion	238
Schütze	239
Steinbock	240
Wassermann	241
Fische	242

GOETHE

Werke in vier Bänden

I. Dramen

II. Prosa. Erster Teil

III. Prosa. Zweiter Teil

IV. Gedichte und Epen

728, 832, 792 und 776 Seiten

HEBBEL

Werke in zwei Bänden

I. Gedichte und Dramen

II. Dramen und Prosa

528 und 520 Seiten

HEINE

Werke in einem Band

788 Seiten

LESSING

Werke in einem Band

522 Seiten

SCHILLER

Werke in vier Bänden

I. Dramen. Erster Teil

II. Dramen. Zweiter Teil

III. Historische Schriften

IV. Lyrik und Ästhetik

760, 668, 648 und 648 Seiten

HOFFMANN UND CAMPE
VERLAG

